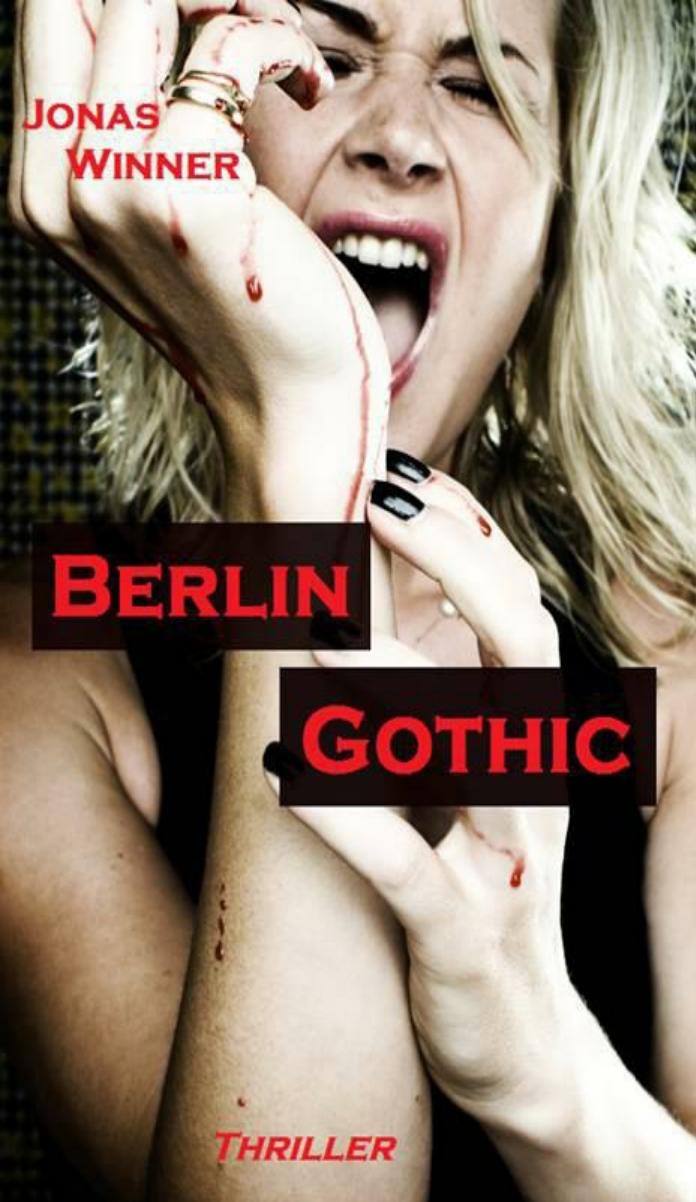


**JONAS
WINNER**

BERLIN

GOTHIC

THRILLER



JONAS
WINNER

BERLIN

GOTHIC

THRILLER

Pressestimmen über Jonas Winner

„Winner weiß ... wie man mit Bildern - seien sie versteckt oder offensichtlich - Menschen manipulieren kann“ - *Focus.de*

„Jonas Winner (-) eine echte Entdeckung auf dem deutschen Buchmarkt“ - *Ostthüringer Zeitung*

„Der neue Thriller von Jonas Winner (-) Nichts ist, wie es scheint“ - *Westfälische Nachrichten*

„Jonas Winner überzeugt in der scharfen Zeichnung seiner Figuren und ... Schauplätze restlos. Man sieht als Leser quasi vor sich, was geschieht“ - *Booksection*

„Jonas Winner ... zieht den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in seinen Bann“ - *Rundschau Neumarkt*

Kritiker zu Jonas Winners Debüt „David's letzter Film“:

„Berlin-Schocker“ - *Die Neue Frau*

„Spannender Horrortrip“ - *Uelzener Wochenanzeiger*

„Düster, mysteriös und nichts für zart besaitete Gemüter“ - *Düsseldorfer Anzeiger*

„[E]in starkes Debüt, das unter die Haut geht“ - *Echo*

„Ganz großes Kino in einem kleinen Paperback“ - *berlinkriminell*

„Das müssen Sie unbedingt selbst sehen – oh pardon: lesen“ - *Antenne Brandenburg*

„Thrill der Extraklasse“ - *Krimikiosk*

„Achtung: nichts für schwache Nerven!“ - *Hallo-Buch*

„Ich hatte wahnsinnig viel Spaß mit dem Buch und ich denke, wenn Ihr Thriller mögt, dann wird Euch das ganz ähnlich gehen“ - *Papiertourist*

„‘David’s letzter Film’ kann in meinen Augen als Vorzeigebuch dieses Genres verwendet werden“ - *Sarahs Bücherwelt*

„... Deswegen rate ich allen mit einer schwachen Seele beim Lesen dieses Buches

vorsichtig zu sein" - *Bücher-Fans-blogspot*

„'Davids letzter Film' ist ein page-turner" - *Glamourdick*

„Von Anfang an ... faszinierend" - *Leselupe*

„Ein Buch, das einem noch lange nachhängt und über das man viel nachdenkt" - *Bibliomanie.de*

Mehr über
„Berlin Gothic“
und
„Davids letzter Film“
auf:

jonaswinner.com
und
www.jonaswinner.de

[Facebook](#) / [Twitter](#)

[amazon](#)

© Jonas Winner

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften und Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile sowie der Übersetzung in andere Sprachen.

Eine Originalausgabe der
Berlin Gothic Media
ISBN 978-3-943542-01-1

Jonas Wimmer

BERLIN GOTHIC

Thriller

*London mag die Stadt des Geldes sein,
Paris die Stadt der Liebe, Rom die Stadt
der Ruinen und Moskau die Stadt des Schnees*
-

Berlin aber ist die STADT DER ANGST.

*Eine hohlwangige Angst, die nicht weiß,
wovor sie sich fürchtet, eine Angst, die
keinen Gegenstand hat, eine Angst, die die
Menschen befällt wie eine Krankheit. Die
ihre Knochen aushöhlt, ihre Gedanken, ihre
Zähne. Eine Angst, die sie lähmt, die ihr
Lachen vergiftet, ihre Ideen verkrüppelt,
ihre Absichten verbiegt. Eine Angst, die
sich hier schon immer gehalten hat, die
vielleicht ihren Quell in dem Boden tief
unter den Fundamenten der Stadt hat, wo
eine Spalte, ein Tunnel, ein Rohr in die
Tiefe ragt, um ein Gefühl aus dem Zentrum
des Erdballs zu zapfen, das es sonst
nirgendwo auf der Welt so rein gibt.*

*Eine Angst, die sich zuspitzt, die sich
wie ein Netz um das Herz legt, wie ein
Spinnweben die Menschen immer mehr mit
einander verbindet. Eine Angst, die sie vor
sich hertreibt, die dafür sorgt, dass ihre
Stimmen immer gepresster, immer schriller
werden und ihre Augen größer, dass ihr
Blick immer unsteter wird, ihre Gedanken
immer fahriger im Kopf herumspringen, eine
Angst, die sie umklammert wie eine
Stahlfäust, drückt wie eine Zwinge, eine
Angst, die ihnen den Atem nimmt und ihre*

Gesichter in die Länge zieht. Eine Angst, die sie verbrennt, bis sie lodernd um sich schlagen, um nicht wehrlos zu verglühen, bis sie Funken sprühend brüllen, toben, wüten - schon mehr tot als lebendig und doch brennend genug, um in Brand zu stecken, was auch immer sie berühren.

PROLOG

1

Es sieht ihn an. Es ist ein Auge und es sieht ihn an.

Tills Zwerchfell zieht sich zusammen, mit einem Zischen saugt er die Luft durch die Zähne in seinen Körper.

Das Auge blinzelt.

Er will etwas sagen. Ein Röcheln kommt aus seinem Mund.

„Tschschsch tschschsch“, säuselt es. Das Auge wird von einem Lid halb bedeckt.

Tills Blick zuckt nach oben. Über das Lid, die abrasierten Augenbrauen, die Stirn. Bleibt an einem Höcker hängen. Eine Erhebung. Zuckt zurück zu dem Auge. Springt in das andere Auge.

Er hört ein Glucksen. Die Augen scheinen aufzublitzten.

Er sieht wieder auf die Stirn. Auch über dem anderen Auge: Eine Erhebung, ein Knubbel, ein ...

„Horn.“ Seine Stimme klingt, als würde sie aus einem Gully kommen.

Der Kopf vor ihm nickt.

„Ein Horn?“

Nicken.

Tills Kopf, den er unwillkürlich ein wenig erhoben hat, sinkt zurück auf die Matratze.

Das Gesicht vor ihm lächelt.

Die Lippen teilen sich. Eine Zunge kommt zum Vorschein. Es ist die Zunge einer jungen Frau. Ihre Zunge gleitet über ihre Lippen -

Till wendet den Kopf entsetzt zur Seite.

Ihre Zunge hat sich in zwei Spitzen geteilt.

„Sieh' doch mal“, hört er die Frau sagen. Schaut zurück. Sie streckt die eine Zungenspitze nach oben, die andere nach unten, nähert sich ihm, lässt die beiden Spitzen kreisen.

Till fühlt, wie sich seine Handflächen in die Matratze graben. Schlagartig wird ihm bewusst, dass ihn glühende Hitze durchzieht.

Nicht, will er rufen, bitte - nicht! Nicht näher kommen. Ihre Zungenspitzen tanzen vor seinen Augen. Sie beugt den Kopf, die Höcker rücken ins Gesichtsfeld. „Willst du mal berühren“, hört er sie flüstern.

„Nein“, es rasselt in seiner Kehle, „mir ... ist nicht gut - es ist so heiß -“

Ihr Kopf zuckt wieder nach oben, so dass ihre Augen vor seinen aufscheinen. „Magst du mich nicht?“

„Doch!“ Ihn schwindelt. „Ich ... ein Glas Wasser - kann ich -“

„HALLO“, platzt eine Stimme dazwischen, die junge Frau, die sich über Till gebeugt hat, fährt zurück.

„HALLO - IST DA JEMAND?“ Die Stimme schneidet laut durch den nur schlecht beleuchteten Raum. Die Frau wendet sich zu den anderen Gestalten, die sich hinter ihr zusammengedrängt haben und versuchen, über ihre Schulter hinweg einen Blick auf Till zu erhaschen. Sie hält die Hände offen vor sich hin, als wollte sie die anderen fragen, was sie tun soll.

„Er ist wach“, wispert sie.

„Ach ja?“

Ein massiger Oberkörper drängt sich an ihr vorbei, ein Mann sieht Till in die Augen.

„Wie fühlst du dich?“

Till durchzieht Hitze, als würde er in einem Backofen liegen. „Es ist heiß, ich glühe.“

„Das gibt sich wieder.“ Die Wangen des Mannes sind von fingerbreiten Ziernarben durchzogen. „Es sind die Nähte, aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen.“

Was für Nähte?

„Ängh ...“, kommt es aus Till heraus.

Der Mann über ihm rückt wieder ein wenig ab und nickt mit dem Kopf zur anderen Seite des Raums. Mit Mühe gelingt es Till, den Blick dorthin zu wenden.

Was er sieht, legt sich wie ein Brenneisen auf seine Netzhaut. Der Leib einer Frau hängt an Fischhaken waagerecht unter der Decke. Die Haken sind durch das nackte Fleisch getrieben, zwölf oder sechzehn Nylonseile daran befestigt, an denen sie baumelt. Die Haut und das darunter liegende Gewebe werden durch die Last fast zehn Zentimeter hoch vom Körper abgezogen. Ihr Kopf ist tief in den Nacken gesunken, ihre Unterarme und Unterschenkel, in denen keine Haken stecken, hängen schlaff herab. Unendlich langsam dreht sich ihr Körper in der aufgeheizten Luft.

„IST DA JEMAND?!“, schlägt wieder die Stimme durch das Halbdunkel - aber die Gestalten, die sich um Till geschart haben, zischeln nur, fassen sich gegenseitig an ihre künstlichen Hörner und Narben, ohne

dem Rufenden, den Till nicht sehen kann, zu antworten.

Wasser, hämmert es in Tills Schädel, ich muss etwas trinken - aber er kann sich nicht rühren, fühlt sich wie einbetoniert. Sein Blick wandert nach unten, er will sehen, warum er so glüht - doch sein Körper ist unter einer Decke verborgen.

„Bleib erstmal noch liegen“, sagt der Mann neben ihm und zupft an einer Kette, die durch sein Ohr gezogen ist. „Du bist noch nicht fertig.“

Was? Der Schwindel, der Till durchzieht, verstärkt sich. „Was ... was heißt ‚noch nicht fertig‘?“ Seine Stimme klingt kraftlos wie ein sterbender Vogel.

„Du darfst noch nichts trinken, aber es dauert nicht mehr lange.“

„Was habt ihr gemacht?“

Die schwarzen Augen des Mannes über ihm lachen. „Es ist wunderschön, du wirst es lieben.“

„Was denn - bitte - WAS?“

Der Mann atmet aus, der Dunst, der seinem überbreiten Mund entströmt, ist feucht und schwer. Erst jetzt sieht Till, dass die Mundwinkel des Mannes aufgeschnitten worden sind, um die Öffnung zu vergrößern. Wenn er lächelt, öffnet sich das Fleisch bis zu den Backenzähnen.

„Wie ‚was‘?“ Der Mann zieht den Mund noch ein wenig mehr auf.

„Was ihr gemacht habt“, haucht Till.

„Das weißt du nicht?“

Nein, nein ... Tills Kopf schlenkert von rechts nach links.

„Wir haben dich umoperiert - es wird dir

gefallen.“

Umoperiert ...

Umoperiert ...

Der Regen rauscht hinab, als ob sich die Himmelsschleusen geöffnet hätten. Es ist Nacht, aber die schweren Wolken, die dicht über der Stadt hängen und das Wasser eimerweise herabfallen lassen, scheinen die Dunkelheit noch einmal zu verstärken. Durch die hinter- und nebeneinanderher stürzenden Tropfen hindurch kann Butz gerade noch rechtzeitig den Beamten sehen, der am Straßenrand steht und ihm zuwinkt. Er drosselt die Geschwindigkeit, zieht seinen Wagen an den Bürgersteig und lässt das Seitenfenster auf der Beifahrerseite herunter.

„Es ist gleich hier, Herr Butz“, schreit ihm der Beamte durch das Fenster zu. Die Tropfen rinnen über den glänzenden Schirm seiner Mütze und fallen in das Auto hinein. „Sie können mir das Fahrzeug überlassen, wenn Sie möchten, ich parke es ein Stück weiter unten bei den anderen.“

Butz lässt den Zündschlüssel stecken, stößt die Fahrertür auf und springt aus dem Wagen. Innerhalb von Sekunden sind sein Jackett und sein Hemd durchnässt bis auf die Haut. Er eilt um das Auto herum zum Kofferraum, reißt ihn auf und holt einen Schirm daraus hervor. Als er ihn aufschnappen lässt und die Heckklappe zuschlägt, rollt das Fahrzeug bereits wieder an.

Butz sieht sich um.

Unter dem Rand seines Schirms hindurch kann er einen Kollegen erkennen, der -

ebenfalls mit einem Schirm bewaffnet - auf dem Bürgersteig steht und zu ihm herübersieht. Butz stiefelt durch das Wasser, das zentimeterhoch über den Asphalt schießt. Ein Blitz erhellte lautlos die Fassaden der Miethäuser, die die Straße säumen.

„Ich führ sie hin, Hauptkommissar“, ruft ihm der Mann zu, der auf ihn gewartet hat - dann kracht der Donner über ihnen. Das Rauschen des Regens verstärkt sich. Das Gewitter scheint sich seinem Höhepunkt zu nähern.

Schweigend laufen sie ein paar Schritte an dem Haus vorbei, vor dem Butz gehalten hat. Auf dem daran anschließenden Grundstück erhebt sich statt eines weiteren Mietshauses nur ein Bauzaun aus Brettern. Der breite Flügel der Einfahrt, durch die ganze LKWs gepasst hätten, steht offen.

Der Kollege wendet sich zu Butz um.

Der nickt.

Sie betreten die Baustelle.

Butz ist in den vergangenen Monaten ein, zwei Mal zufällig an diesem Bauzaun vorbeigefahren, die Größe der dahinter liegenden Baustelle hat er sich jedoch nie klar gemacht. Sie reicht bis zur Invalidenstraße, die gut hundertfünfzig Meter weiter nördlich parallel zu der Straße verläuft, an der er ausgestiegen ist, und erstreckt sich auf einer Breite von mindestens fünf oder sechs Mietshausparzellen. Das Areal ist mit schwerem Gerät für die Arbeiten am Fundament bereits ausgeschachtet worden. Im

gleißenden Licht eines Blitzes scheinen sich zwei Stahlgerippe schräg über Butz zu neigen - gewaltige Kräne, die in der Grube bereits errichtet worden sind. Die Sandpiste, die in die Baugrube hinabführt, ist vom unablässig herabströmenden Regen bereits vollkommen aufgeweicht. Rechts von Butz ragt mit jedem Schritt, den er gemeinsam mit seinem Kollegen tiefer in die Grube hineinsteigt, umso höher die fensterlose Seitenmauer des Mietshauses auf, das unmittelbar an die Baugrube grenzt.

Butz wischt mit der Hand über sein Gesicht, während er weiterläuft. Es ist so nass, als ob er getaucht wäre. Er hebt den Blick und sieht, dass unter ihnen, am tiefsten Punkt der Grube, die fahlen Lichter mehrerer Autoscheinwerfer über die ersten Betonfundamente gleiten, die dort unten bereits gelegt worden sind.

„Ist der Rechtsmediziner schon da?“ Er muss fast brüllen, um gegen das Rauschen des Regens anzukommen.

Der Kollege vor ihm bleibt stehen und sieht sich um. „Noch nicht. Sie sind der erste. Sonst nur Schutzpolizei und Notarzt.“

Die Lichtkegel der Fahrzeuge überkreuzen sich, schwenken noch einmal auseinander und kommen dann zum Stehen - gebündelt auf einen Punkt. Butz sieht eine Fahrertür aufspringen, eine schwarze Silhouette aussteigen und ein paar Schritte in die Richtung gehen, in die die Scheinwerfer zielen.

Er stolpert weiter.

Ein Donnerknall zerreißt die Luft. Butz zuckt zusammen, rutscht in dem Schlammstrom aus, der die Piste herunterrauscht, fängt sich. Der Kollege vor ihm ist bereits zehn Meter weiter. Erst als Butz die Fahrzeuge auf dem Grund der Grube passiert, holt er ihn wieder ein - die Schuhe schlammverkrustet, die Hosen klatschnass. Er läuft an den Autos vorbei zu den Männern, die sich um den Kreuzpunkt der Lichtkegel versammelt haben.

Ihr Gesicht ist von den auf sie gerichteten Scheinwerfern fast weiß. Ihre Haare hängen in schweren Strähnen über die Stirn. Sie trägt ein enges T-Shirt, darüber eine glänzende Jacke. Jeans. Flip Flops. Ihr Körper liegt halb aufgerichtet an der Sandböschung, die hier aus der Baugrube wieder herausführt.

Butz geht zwischen den Kollegen hindurch und kniet sich in den Sand neben die Frau. Als er seine Hände auf dem Boden abstützt, versinken sie bis zu den Knöcheln im Schlamm.

„Ich hab sie jetzt erstmal so liegen lassen und nichts weiter verändert!“ Neben ihn hat sich der Notarzt gehockt und brüllt Butz durch den Regen ins Ohr.

Die Augen der Frau sind direkt auf Butz gerichtet und scheinen in dem Wasser, das über ihr Gesicht rinnt, zu schwimmen. Mit der Spitze seines rechten Zeigefingers hebt er einen Zipfel ihrer Jacke. Das T-Shirt darunter glänzt schwarz und wirkt als ob ein Tintenfass darüber ausgeschüttet worden wäre. Ein korkengroßer Flecken auf der Höhe

ihres Bauchnabels zieht Butz' Blick an. Der Stoff des T-Shirts ist dort ausgerissen.

Butz kneift die Augen zusammen. Für einen Augenblick muss er würgen. Er hat direkt in die Wunde gestarrt! Benommen sieht er zum Notarzt.

„Das liegt da noch.“ Unbeholfen zeigt der Mann auf ein Gerät, das zwei Schritte neben der Frau im Sand steckt.

Ein Akkubohrer.

„Ist ihr wohl in den Bauch gerammt worden.“

Butz nickt, verlagert sein Gewicht nach vorn, betrachtet für einen Moment ihr Gesicht.

Das Rauschen des Regens scheint ein wenig von ihm abzurücken. Entfernt ist der Motor eines sich nähernden Wagens zu hören.

Butz' Herz setzt aus.

Ihre Lippen!

Sein Blick springt zurück zu ihren Augen. Der Notarzt drängt sich hektisch an Butz vorbei. Mit einer winzigen Taschenlampe strahlt er direkt in die Pupillen der Frau. Durch den Regen hindurch kann Butz sehen, wie sie reagieren.

„Sie lebt!“

Die Männer hinter Butz reißen die Arme empor, winken dem herannahenden Fahrzeug. Das schwarze Blaulicht auf dem Dach des Wagens blitzt auf, beginnt sich zu drehen - die Sirene zieht an.

Und während alles um ihn herum in Bewegung gerät, kniet Butz im Schlamm bei der Frau - ihre eiskalte Hand in seiner.

3

Es reißt sie aus dem Sitz. Sie hat die kleine Leica in der Hand, löst aus, während sie nach oben schnellt. Schräg über ihr kann sie Lubajews massigen Rücken gegen die Seile federn sehen. Für einen Augenblick glaubt sie, sein Gewicht würde die Tauen zerreißen, dann wird sein Körper zurück in den Ring geschleudert. Sie sieht Frederiks Gesicht über der Schulter des Russen aufblitzen. Seine Augen sind beinahe geschlossen, die Lippen stülpen sich über den Mundschutz. Sein Kopf neigt sich, sie kann die Kopfhaut durch das schweißnasse Haar sehen - dann dehnt sich sein Körper, der linke Arm streckt sich - im gleichen Moment, in dem Lubajew nach vorn fliegt. Es knirscht, sie presst die Kamera vor die Brust, löst aus. Der Kopf des Russen schlenkert. Er hat ihr den Rücken zugewandt, sie sieht seinen Unterkiefer nach vorn rutschen. Etwas trifft sie im Auge. Sie hebt mit der Rechten die Leica, löst aus, wischt mit der Linken übers Auge. Schräg darüber trifft Frederiks Rechte den Kopf des Gegners zum zweiten Mal.

Claires Blick fällt auf ihre Hand. Sie ist voller Blut. Sie sieht eine feine Spur Spritzer auf ihrer Bluse. Über ihr röhrt der Russe. Sie macht einen Schritt zur Seite, hört hinter sich die Rufe der Zuschauer, denen sie - weil sie steht - die Sicht nimmt. Claire achtet nicht darauf. Die Fotos sind sensationell. Instinktiv wählt sie eine größere Blende, um alles

außer den beiden Boxern in der Unschärfe versinken zu lassen. Frederik gleicht jetzt einem Tänzer im Blutrausch. Er setzt dem Russen nach, seine Schläge treffen Hals, Ohren, Mund und Nacken. Claire sieht den Arm des Ringrichters, der sich zwischen die beiden schiebt, aber Frederik ist nicht zu bremsen. Er scheint mit dem Russen verwachsen zu sein, fährt seine Rechte wie einen Dampfkolben immer wieder dem anderen in die Seite.

Claire zieht die Kamera vor ihr Auge. Durch das Objektiv hindurch wirkt die Szene wie schockgefroren. Ein harter, schwarz-weißer Kontrast, die Ansicht von unten. Das weiße Oberhemd des Ringrichters, der sich jetzt an Frederiks Schulter hängt. Lubajew taumelt zurück. In der gegenüberliegenden Ecke steigen sie über die Seile. Dann fällt er. Claire sieht den Körper des Russen auf den Boden aufschlagen, emporfedern, er hebt den Arm. Über ihm steht Frederik, gebückt wie ein Tiger, die Rechte zum Schlag angespannt. Der Kopf des Russen rollt herum. Claire drückt ab. Die Augen Lubajews zugeschwollen. Unterhalb seines Ohrs ist das Fleisch aufgeplatzt. Sie riecht den Kupfergeruch, der von ihm aufsteigt.

Frederik wippt zurück - die Arme oben. Drei Männer haben ihn erreicht. Das Gesicht des Ringrichters ist zu einer Miene der Empörung verzogen, sein Mund bewegt sich unaufhörlich.

Claire sieht zu Frederik. Er tanzt. Die Fäuste in den Handschuhen klatschen hoch über seinem Kopf den Rhythmus, mit dem die Zuschauer in der Halle seinen Namen

skandieren. Jetzt hält es niemanden mehr auf den Sitzen. Claire spürt, wie sie nach vorne geschoben wird, während die Leute zum Ring drängen. Jemand stößt gegen den Arm, mit dem sie die Leica gerade auslöst. Vor ihr drängen sich Köpfe, der Geruch der verschwitzten Leiber beißt in ihrer Nase.

Sie lässt die Kamera in den Halsriemen fallen. Dann hat sie das unterste der vier Seile gepackt. Ihr Turnschuh findet Halt auf einem der jetzt leeren Stühle. Sie stößt sich ab. Duckt sich. Steht im Ring.

Frederik hat die Arme um die Männer gelegt, die ihn nach oben zu drücken versuchen. Sein Kopf schwenkt herum. Sein Auge blitzt. Sie lacht. Sein Kinn tippt nach oben. Claire drückt sich an den Seilen entlang, umkreist die Gruppe, die sich in der Mitte des Rings dem Beifall des Publikums stellt. Niemand achtet auf sie, hält sie auf, fragt nach. Der Film in der Leica ist voll, sie nimmt die Digitalkamera vor. Dann steht sie nur noch zwei Schritte von ihm entfernt. Es ist die Aufnahme, die sie später für den Umschlag ihres Berlin-Buchs verwenden wird. Frederiks Gesicht angeschnitten, der nackte Oberkörper vor dem Betrachter aufragend wie die Brust eines aufsteigenden Pferdes. Sein Mund ein wenig geöffnet, zu einem berauschten Triumph verzerrt, schräg über seinem Kopf die Hände, die in den Boxhandschuhen stecken. Und geradewegs auf den Betrachter gerichtet: Sein Auge, das in dem halb angeschnittenen Gesicht leuchtet.

„Alle raus! Kommt schon, Leute. Nur ein

paar Minuten. Sie will es so. Kommt schon.“ Seine Stimme vibriert in dem flachen Betonraum. Er trägt den Meisterschaftsgürtel, ein Sportarzt hat die Platzwunden oberflächlich abgetupft. Der Sieg, die Wucht, mit der Lubajew unter seinen Schlägen zu Boden gegangen ist, scheinen Frederik noch immer in den Gliedern zu stecken.

Er lacht ihr zu. „Okay.“

Okay, denkt Claire.

Sie weiß nicht, wer die Männer sind, die sich um ihn herum drängen. Die Trainer, Freunde, Brüder, Manager, deren lautes Durcheinanderschwatzen den niedrigen Raum ausfüllt. Sie sieht, wie sie den Kopf neigen, wenn Frederiks Pranke ihnen über den Scheitel wischt, wie sie seinen Blick suchen, ihn respektvoll behandeln.

„Raus jetzt!“, ruft er und lacht.

Der letzte, ein schmächtiger, beinahe verhutzelter alter Mann schlurft aus der Kabine.

Dann dreht sich Frederik zu ihr um.

„Sicher, dass das eine gute Idee ist?“ Seine Augen glänzen. „Ist ja nicht gerade hübsch hier.“

Es stehen Blechspinde an der Wand, Bänke, Sporttaschen mit dem Logo seines Promoters. Es ist genau, was sie sucht.

„Setzen Sie sich.“ Claire hat einen neuen Film in die Leica gelegt. „Jetzt kommt das, worauf ich die ganze Zeit schon gewartet habe.“

„Ach ja.“

Sie spitzt die Lippen, versteckt ihr Gesicht hinter der Kamera. Er lässt sich

auf eine Bank fallen, schaut unschlüssig in ihre Richtung. Durch das Objektiv hindurch sind seine Gesichtszüge aufs Wesentliche reduziert. Es liegt etwas Verschmitztes darin, etwas Offenes, beinahe Edles. Sie drückt sich in die hinterste Ecke der Umkleidekabine, lässt die plötzliche Stille auf sie beide wirken. Der Trubel, der ihn eben noch umspült hat, scheint erst langsam abtropfen zu müssen.

Frederik atmet aus, lehnt seinen Rücken an die Wand. „Und jetzt?“

Sie sieht an der Kamera vorbei zu ihm. „Alles gut, Herr Barkar, wunderbar.“ Sie hockt sich auf den Boden und nimmt den ganzen Raum mit ins Bild. Ein endloser Fußboden, eine Decke so groß wie ein Himmelszelt.

Klick Klickklickklick.

Sie sieht, wie er aufsteht. Klick Klick. Kippt zur Seite, um das Hochkantformat zu nutzen. Er kommt auf sie zu. Die bis fast zu den Waden geschnürten Turnschuhe füllen das halbe Bild aus. Claire richtet die Kamera nach oben, das Neonlicht hinter seinem Kopf strahlt genau in ihr Objektiv. Es geschieht mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass sie sich nicht einmal wundert. Seine Arme greifen herab, berühren ihre Taille - sie spürt, wie er sie hochhebt. Es ist nichts, worüber sie nachdenken muss. Einen Augenblick schwebt sie, dann legen sich ihre Beine um seine Hüften, ihre Füße verhaken sich hinter seinem Rücken. Sein Oberkörper drückt sie sanft gegen die Betonwand, seine Hände umspannen ihre Oberschenkel, sein Blick

scheint zu glitzern. Sie kommt sich vor wie eine Puppe - und spürt zugleich, dass jeder Druck ihrer Schenkel durch ihn hindurchgeht wie ein Stromstoß. Die Naht ihres Slips platzt auf, als er unter ihrem Rock mit beiden Händen vorsichtig daran zieht. Heiß presst sich ihre nackte Haut auf seinen Körper.

BERLIN GOTHIC 1

Erster Teil

1

Tagebucheintrag

Es hat begonnen.

Mein Gott.

Mein Gott, was hab ich getan!

Ich.

Ich?

Musste es nicht so kommen? War es nicht zwangsläufig - blieb mir denn was anderes übrig? War es nicht notwendig, zwingend, unvermeidlich? War es nicht eine Naturgewalt, ein Schub, ein Voranstürzen, dem ich praktisch vorn aufgebunden war, aufgenagelt?!

ER war es doch, der es losgetreten hat, ohne den all das nicht geschehen wäre. Ohne den sich die Nacht nicht herabgesenkt hätte, die uns jetzt verschlingt. Nicht ICH bin derjenige, der im Herzen der Nacht haust. ER ist derjenige, der sie ausgelöst hat.

Till.

Wäre er nicht aus Brakenfelde geflohen - es wäre nie soweit gekommen!

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Till rannte. Er wusste: Wenn sie jetzt entdeckten, dass sein Bett leer war, würden sie sofort Alarm schlagen. Die Sonne war bereits untergegangen, der Himmel noch nicht ganz schwarz, aber unten, zwischen den Bäumen, durch die er hindurchlief, war es bereits dunkel. Das Laub raschelte unten seinen federnden Tritten. Jeder Schritt ein kleiner Sieg, ein Sprung in die richtige Richtung. Weg von dem Heim, das hinter ihm lag - und in das er nie wieder zurückkehren würde!

Watsch! Wie ein Peitschenhieb war ihm ein dünner Zweig ins Gesicht geschlagen. Er duckte sich, rannte um den Baum herum, hetzte weiter. Er hatte sich vom Hauptweg aus querfeldein ins Unterholz geschlagen. Hier war es sicherer als auf der Piste, die nach Brakenfelde führte.

Speichel sammelte sich in seinem Mund, während er weiterstolperte - aber Till ballte die Fäuste. Er hatte sich geschworen, nicht mehr zu weinen, nie mehr! Dabei schienen sich die Tränen geradezu von hinten in seine Augen zu bohren. Er kämpfte dagegen an - und wurde von dem Schmerz, der die ganze Zeit über unterschwellig auf ihn gelauert hatte, regelrecht überwältigt.

Unwillkürlich schob sich seine Unterlippe nach vorn, Tränen fielen auf seine Hände. Er hetzte weiter, biss die Zähne zusammen, wollte sich sagen, dass er es sich doch

geschworen hatte - aber sein kleiner Körper wurde einfach geschüttelt. Bebend schlug er die Hände vors Gesicht. Es war ganz nass.

Armin war weg - das war es! Deshalb war er losgelaufen.

„Na, Tilli? Alles klar bei euch unten?“

Er sah es noch vor sich, wie Armin auf seinem Bett lag, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, und zu ihm herüber schaute, als Till das Zimmer betrat.

„Alles klar - was ist denn jetzt?“, hatte Till ihm geantwortet.

„Was ist was?“ Armin hatte den Blick wieder an die Decke geheftet.

„Na, mit dir.“

„Weiß nicht.“

„Ich denke, wir bauen zusammen unser Boot“, hatte Till wieder von vorn angefangen.

„Hm.“ Das war alles gewesen, was Armin dazu gesagt hatte: „Hm“. Dabei hatten sie früher stundenlang über ihr Boot geredet, ein richtiges Segelboot, ohne Kajüte, aber mit einem echten Mast.

„Wird das nichts mehr?“, hatte Till nachgefragt - und am Klang seiner eigenen Stimme schon gemerkt, wie sehr er seinem Bruder mit der Fragerei doch auf die Nerven gehen musste.

„Weiß nicht“, hatte Armin geantwortet.

Till hatte sich neben ihn auf das Bett gelegt und auch an die Decke gestarrt. „Ist irgendwas Armi“, hatte er gefragt, „bist du traurig?“

Armin hatte ihm nicht geantwortet. Till hatte den Kopf auf die Seite gelegt, ihn angeschaut - und gesehen, dass das Gesicht

seines Bruders ganz bleich geworden war. Armin hatte Till einen Blick zugeworfen, als hätte er ihm etwas sagen wollen - aber dann doch nur den Kopf geschüttelt und wieder an die Decke geschaut.

Mehr Zeit hatten sie an dem Abend dann nicht mehr gehabt. Dirk war aufgetaucht und hatte geschimpft, weil Till schon längst wieder nach unten gemusst hätte, die Schlafenszeit hatte begonnen. Till hatte sich zwar noch ein bisschen gesträubt - aber dann war Dirk laut geworden und Armin hatte gesagt, dass es wohl doch besser wäre, wenn Till jetzt wirklich ginge. Also war ihm nichts anderes übrig geblieben - er war aufgestanden und nach unten marschiert, in sein eigenes Zimmer.

Ohne auch nur im Geringsten zu ahnen, dass er nie wieder mit seinem Bruder reden würde.

3

Tills Blick huschte über die Tische, die vor dem Lokal im Freien standen. Alle unbesetzt. Er kniff die Augen zusammen, um durch die Scheiben ins Innere des Restaurants zu spähen. Schemenhaft konnte er die Tische und Stühle erkennen, die darin aufgestellt waren. Aber es war niemand zu sehen. Er wandte den Blick zurück zu dem Teller. Die rot getränkten Nudeln erhoben sich mindestens noch drei Zentimeter hoch über den Rand. Sie dampften sogar noch!

Die Nacht hatte Till im Wald verbracht. Am Morgen war er in einem Laubhaufen erwacht. Verfroren, verängstigt, ausgehungert. Er war mit der S-Bahn hierher gefahren, zum Alexanderplatz, von dem er wusste, dass Kinder ohne zuhause sich manchmal hier trafen. Bisher aber hatte er kein Kind gesehen, das so aussah, als würde es nicht ganz genau wissen, wo es hingehören würde. Alles, was er sah, war der Teller, der auf dem Tisch vor dem Lokal stand. Der ganze riesige Platz um Till herum schien sich auf diesen Teller hin zusammenzuziehen. Der Kellner, der eben noch davor gesessen und von den Nudeln gegessen hatte, war gerade von seinen Kollegen ins Lokal gerufen worden - und hatte die Portion einfach stehen gelassen. Herrenlos. Heiß. Und saftig!

Wie von einer unsichtbaren Kraft angetrieben, setzte sich Till in Bewegung, den Kopf stur nach links gedreht, als würde

er es auf ganz etwas anderes am Ende des Platzes abgesehen haben. Sollte er sich hinsetzen und die Nudeln rasch runterschlingen? Aber das kam eigentlich nicht in Frage. Wenn der Kellner ihn sah, würde er bestimmt nicht ruhig abwarten, bis Till aufgegessen hatte, um daraufhin eilfertig das leere Geschirr abzuräumen!

Ein letzter Schritt - dann hatte Till den Tisch erreicht. Niemand achtete auf ihn. Er griff nach dem Teller - drehte sich um - und marschierte mit seiner Beute fest in der Hand zurück auf den Platz.

S-Bahn-Züge ratterten in den Bahnhof, Passanten eilten ihren Geschäften nach, die Sonne strahlte am tiefblauen Himmel über der Stadt.

Da platzte etwas an seinem Hinterkopf. Unwillkürlich zog Till den Kopf zwischen die Schultern. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein!

Er spürte, wie ihn ein zweiter Schlag traf, ein wenig fester noch als der erste - ein Schlag, der seinen Kopf zur Seite schlenkern ließ und ihn so wütend machte, dass er herumfuhr. Vor ihm spannte sich die schwarze Weste des Kellners.

Es blieb keine Zeit nachzudenken. Nudeln zuerst drückte Till dem Mann den Teller auf den Bauch. Er sah noch, wie die Spaghetti Würmern gleich am Tellerrand hervorquollen - dann war er bereits herumgewirbelt und rannte - die Schritte, die Rufe des Verfolgers im Rücken.

Till spürte kaum, dass seine Füße den Boden berührten, fast war es, als würde er durch die Luft schwimmen. Da war kein Herz,

das schwerfällig in seinem Brustkasten wumperte, keine Lunge, die sich klein und zusammengepresst anfühlte, keine Beine, die schwer von ihm herabhingen oder Füße, die abgerollt werden mussten. Da war nur ein Wille, eine Kraft, ein Vorwärtsstreben - ein Fliegen und Schweben, fast zärtlich unterbrochen von den Zehenspitzen, die immer wieder den Boden touchierten und ihn mit der enormen Kraft ihres Rückstoßes ein weiteres Mal fünf, zehn, vierzig Meter nach vorn katapultierten. Schwerelos und entfesselt durchmaß er den Raum vor dem Fernsehturm, dessen Spitze in den Sonnenstrahlen bereits badete, während sich über dem Boden, über den Till hinwegschwebte, noch die letzten Reste der feucht-kühlen Nacht gehalten zu haben schienen.

Im gleichen Moment riss das entrückte, stumme Getragenwerden plötzlich auf - und das heisere Keuchen, mit dem er nach Luft rang, drang zu Till durch. Jetzt hörte er das Stampfen seiner Beine, die wie hölzerne Säulen in den Boden stießen, das Poltern seines Herzens, das Pfeifen seiner Lunge. So abgehoben er zuerst geflogen war, so schwerfällig musste er sich jetzt weiterkämpfen, nicht länger beflügelt durch einen Rückenwind, der ihn vorantrug, sondern hinuntergezwungen von einer scheinbar verzehnfachten Anziehungskraft.

Till spürte, wie der Rucksack auf seinem Rücken tanzte, spürte, wie der Mann hinter ihm nach ihm griff - sah, wie die mächtige Straße, die den Platz vor ihm in zwei Hälften schnitt, mit jedem Schritt näher

kam. Schon hatte er die parkenden Autos erreicht, war durch sie hindurch, die Spree, den Dom, die Linden vor Augen ...

... als seine Füße mit einem Mal den Boden unter sich verloren. Ein heißer Druck in die Seite - ein verzögertes Quietschen - ein Poltern und ein stechender Schmerz in der Brust - ein Schlag, als hätte sich der Asphalt plötzlich aufgebäumt, um ihm eine Ohrfeige zu geben.

Dann war es still.

Ein Autoreifen, dicht vor Tills Augen. Dahinter konnte er die Aufhängung erkennen, den schwarz verkrusteten Boden des Fahrzeugs. Er sah, wie ein Paar Damenschuhe mit halbhohen Absätzen auf der anderen Seite des Fahrzeugbodens auftauchten, auf dem Asphalt landeten, wieder aus seinem Blickfeld verschwanden.

Till rollte auf den Rücken. Über ihn waren Gestalten gebeugt. Sie blickten hastig hin und her und ihre Münder bewegten sich, aber er konnte nicht hören, was sie sagten oder ob sie überhaupt etwas sagten. Zwei Männer, einer jünger, einer etwas älter, eine dicke Frau mit groben Zügen. Dann legte sich eine Hand auf seine Schulter, als würde ein Schmetterling darauf landen, und er roch einen Duft, so lieblich, wie er ihn noch nie gerochen hatte.

Das Gesicht einer jüngeren Frau schob sich vor den Himmel, in den er hinauf sah - ihr Blick verschreckt, die Haare herabhängend, so dass sie fast seine Stirn streiften. Eine dünne Kette baumelte an ihrem Hals, ihre Lippen waren geschminkt und bewegten sich, aber er konnte nicht hören, was sie sagte - nur ein entferntes Rauschen, das wirkte, als hätte man seine Ohren mit Watte verstopft.

Till lächelte und sah, wie sich das Gesicht der Frau ein wenig aufhellte. Sie schaute zu einem der Männer auf, die über ihr standen.

„... noch in der Schleife, sie müssen gleich dran sein“, drang es zu ihm durch und erst jetzt bemerkte er, dass sie ein Handy am Ohr hatte.

Er keuchte. „Was?“ Seine Stimme dröhnte in seinen Ohren.

„Beruhige dich, Kleiner“, hörte er jemanden hinter sich sagen. Er drehte den Kopf und schaute in das gutmütige Gesicht eines Mannes hinein, der hinter ihm auf dem Boden kniete. „Der Krankenwagen muss jeden Moment da sein.“

Till riss sich hoch - es gelang ihm, einen Arm aufzustützen, beinahe wäre sein Kopf mit dem der Frau zusammengestoßen. „Wieso denn - mir geht es gut!“

Sie würden sofort rauskriegen, wer er war - sie würden ihn zurückschicken! Till sah, wie ihn die Frau verblüfft anblickte.

„Ich brauch keinen Arzt!“ Er sprang auf, seine Beine zitterten, aber er achtete nicht darauf.

Im gleichen Moment veränderte sich ihr Gesichtsausdruck.

„Ja, Bentheim hier“, sagte sie in ihr Handy und er hob sich ebenfalls.

„Nein!“ Till wäre beinahe in Tränen ausgebrochen. Das konnte doch nicht sein! Er schaffte es einfach nicht mehr! Er konnte nicht schon wieder loslaufen. Sah sie das denn nicht? „Bitte, Frau Bentheim, wirklich, mir geht es prima, es ist nur ...“ Er schnaufte.

„Warten Sie“, sagte sie in ihr Handy und sah ihn an. „Du darfst so einen Unfall nicht unterschätzen - “

Ein langgezogenes Hupen unterbrach sie.

Erst jetzt bemerkte Till, dass sie mitten auf der Straße standen, vor dem Wagen, aus dem die Frau gestiegen war - dass sie den ganzen Verkehr blockierten, der sich hinter dem Auto die Straße hinauf staute. Durch die Windschutzscheiben der anderen Autos hindurch konnte Till die ratlosen, bittenden, ärgerlichen Gesichter der Fahrer erkennen.

„Sie können den Jungen nicht einfach so weggeschicken“, mischte sich jetzt wieder der Mann ein, der hinter Till gekniet hatte. „Er muss behandelt werden!“ Er musterte die Frau mit skeptischem Blick.

„Ja“, sie schüttelte den Kopf, „selbstverständlich ...“ Sie sah zu Till. „Wenn nichts ist, lassen sie dich doch gleich wieder gehen. Versteh doch, ich muss sicher gehen, dass alles in Ordnung ist.“

Till fühlte, wie blass er aussehen musste. Der Hunger, die Nacht im Wald, der Schreck bei dem Unfall. Am liebsten hätte er sich wieder auf den Asphalt gelegt und wäre eingeschlafen.

„Nein, warten Sie“, hörte er die Frau in ihr Handy sagen, „ich melde mich gleich nochmal.“

Sie ließ ihr Handy in die Tasche ihrer weiten Hose gleiten und beugte sich zu ihm nach vorn. „Du willst das nicht? Keinen Notarzt?“

Er schüttelte den Kopf. „Es geht mir doch gut.“

Ein aufheulendes Hupkonzert zerriss die Luft.

Die Frau nahm seinen Arm. „Komm erstmal runter von der Straße, ich blockiere hier

den ganzen Verkehr.“

Er nickte, trottete zwischen den parkenden Autos hindurch zum Bürgersteig, hörte, wie die Frau hinter ihm mit dem Passanten redete. Dann spürte er, wie ihre Hand erneut seine Schulter berührte.

„So kann ich dich nicht gehen lassen.“ Sie war ihm gefolgt und schaute jetzt zurück zu ihrem Auto, um das die anderen Wagen begonnen hatten, herumzufahren. „Hast du ein Handy? Oder warte - gib mir die Nummer, ich ruf deine Mutter an.“ Sie zückte erneut ihr Telefon. „Ich will das jetzt wirklich klären.“

Till atmete aus. „Ist schon okay, Frau Bentheim, ehrlich. Ich setz mich kurz auf eine Bank, dann geht's gleich wieder.“

„Es ist wahrscheinlich der Schock.“ Sie lächelte.

Wieder wurde gehupt. Nur einen Moment lang war der Verkehr um das Auto der Frau herumgeflossen, schon hatten sich die Fahrer erneut mit den entgegenkommenden Autos verkeilt.

„Komm“, sie zeigte zu ihrem Wagen, „spring schnell rein, ja? Ich muss die Straße frei machen.“

Till warf einen Blick zu ihrem Auto. Ein Jaguar, das hatte er vorhin schon bemerkt, eins von den altmodischeren Modellen. Schemenhaft sah er zwei Kindergesichter durch die Scheiben vom Rücksitz aus zu ihm herüberschauen.

„Kannst auch vorne sitzen“, hörte er die Frau neben sich sagen, „okay?“

Er sah sie unschlüssig an.

„Ich fahr ihn gleich zum Arzt“, rief sie

und gestikulierte zu dem Passanten, der zwischen den parkenden Autos stehen geblieben war. „Na, komm schon.“ Sie lächelte Till an und ihm wurde klar, dass sie, auch wenn sie gewollt hätte, nicht einfach weiterfahren konnte.

„Na gut.“ Noch etwas benommen ließ er sich von ihr zurück zur Straße führen. In einem Jaguar hatte er noch nie gesessen. Ein alter XJ, tippte er, wahrscheinlich mit einem echten Daimler-Schild hinten drauf. Die Frau zog die Beifahrertür auf.

„Fahren wir jetzt weiter, Mama?“, war aus dem Fond des Wagens zu hören. Das Gesicht eines kleinen Mädchens tauchte hinter der Rücklehne auf. Sie war etwas älter als das andere Kind, das neben ihr auf der Rückbank in einem zweiten Kindersitz steckte.

„Gleich“, sagte die Frau und lächelte Till zu, „gleich geht's weiter, Claire.“

Julia Bentheim warf dem Jungen einen Blick zu, der bleich neben ihr auf dem Beifahrersitz saß. Jetzt sah sie deutlich, dass er den Unfall doch nicht so leicht weggesteckt hatte, wie er ihr hatte glauben machen wollen.

„Alles in Ordnung?“ Sie ließ den schweren Wagen an den parkenden Autos im Schritttempo vorbei rollen.

Der Junge schien zu überlegen.

„Wie heißt du denn?“

„Till.“

„Till?“

„Ja. Frau Bentheim?“

„Hmhm.“ Sie konzentrierte sich auf den Verkehr.

„Ich will nicht, dass Sie mich zum Arzt fahren.“

Julia atmete aus. „Hör zu, Till, vielleicht ist das wirklich das Beste, wenn ich rasch deine Mutter anrufe.“ Sie sah kurz zur Seite. „Dann sehen wir weiter, ja?“

Till schaute unverwandt geradeaus.

„Weißt du ihre Nummer nicht?“

Sie sah, wie er den Kopf schüttelte, ohne sie anzuschauen.

„Und die von deinem Vater?“

Keine Reaktion.

Julia schaute wieder nach vorn. „Na gut. Pass auf. Dann fahr ich dich jetzt in ein Krankenhaus. Das ist mir lieber.“ Jetzt bereute sie es, nicht doch gleich den Unfallwagen gerufen zu haben.

„Meine Mutter arbeitet, Frau Bentheim“, hörte sie ihn neben sich murmeln, „ich will ihr jetzt keine Sorgen machen, verstehen Sie? Das ist wichtig, dass sie bei ihrem Job keinen Ärger bekommt, denn sie braucht den? Wenn sie hört, dass ich im Krankenhaus bin, lässt sie alles stehen und liegen und fährt dorthin. Aber das geht nicht, dann verliert sie die Stelle - und dann?“

Julia zögerte. Woher sollte sie das wissen?

„Dann weint sie wieder, weil wir die Miete nicht mehr bezahlen können. Und wir müssen raus aus der Wohnung. Dabei hat sie sich so gefreut, als wir die endlich gefunden haben.“ Er beugte sich vor und senkte die Stimme. „Die Wohnung ist zwar im ersten Stock, aber Mama hat einen Balkon. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr sie sich über den kleinen Balkon gefreut hat! Sie hat dort all ihre Blumen gepflanzt, verbringt jede freie Minute auf dem Balkon. Wir spielen dort sogar ‚Mensch ärgere dich nicht‘.“ Er lehnte sich wieder zurück. „Aber das hat sie immer gesagt: Wenn sie die Stelle verliert - dann können wir uns die Wohnung nicht mehr leisten!“

„Sie wird doch nicht ihre Stelle verlieren, nur weil sie ihren Sohn vom Krankenhaus abholt!“ Julia hieلت. Die Ampel vor ihr war rot.

Als sie zum Beifahrersitz schaute, sah Till ihr genau in die Augen. Vergeblich wartete sie darauf, dass er ihr etwas erwidern würde. Stattdessen zuckte er nur mit der Schulter, griff nach dem Hebel, der die Tür öffnete, und zog daran.

„Sie verstehen das nicht.“ Er stieß die Tür auf.

„Und wenn dich unser Kinderarzt untersucht?“

Er drehte sich zu ihr um.

„Ich muss einfach wissen, ob alles in Ordnung ist!“ Julia schaute zur Ampel. Noch immer rot. „Aber ich muss auch nach Hause, die Mädchen brauchen dringend etwas zu essen! Pass auf, Till.“ Sie blickte wieder zu ihm. „Wir fahren jetzt rasch zu uns nach Hause. Das ist zwar unten in Dahlem, aber so weit von hier wie du vielleicht denkst, nun auch wieder nicht. Dort kann dich unser Kinderarzt untersuchen und wenn nichts weiter ist, brauchen wir deiner Mutter davon auch nichts zu sagen. Was hältst du davon?“

Sie sah, wie es in dem Jungen arbeitete.

„Dr. Trimborn ist dafür genau der Richtige, oder?“ Julia warf einen Blick zur Rückbank.

„Stimmt“, kam prompt die Antwort von hinten.

Sie sah wieder zu Till. „Oder kannst du jetzt nicht, hast du was vor?“

Zum ersten Mal fiel ihr auf, dass er eine Dusche vertragen könnte. Auch seine kurzen Hosen und der blaue Pullover wirkten nicht ganz so sauber, wie sie vielleicht hätten sein können. War es unvorsichtig, den Jungen mit zu sich nach Hause zu nehmen?

„Nee“, kam es von Till, „das ist okay.“

„Gut!“ Sie lächelte. Er hatte seinen ganz eigenen Charme.

Till beugte sich zu der noch immer geöffneten Tür vor und schlug sie wieder

zu.

Im gleichen Moment hupte es hinter ihnen.
Die Ampel war grün - Julia gab Gas.

Neben ihr griff Till nach dem Anschlallgurt, zog ihn schräg über die Brust und ließ den Verschluss einrasten.

,Er schnallt sich bei mir fest', schoss es ihr durch den Kopf. Aber sie war so erleichtert, endlich eine Lösung gefunden zu haben, dass sie das nicht weiter beunruhigte.

Heute

Die Augen des Notarztes blitzen Butz über den Mundschutz hinweg an. „Nein. Ich denke nicht.“ Seine Lider schließen sich.

Butz kann den Mann kaum verstehen. Die Sirene schreit ihm ins Ohr, der Motor des Unfallwagens läuft auf Hochtouren, Männerstimmen rufen durcheinander.

Jemand stößt ihn zur Seite.

„Kann ich mit? Im Wagen!“ Butz hat den Notarzt noch einmal am Ärmel gepackt.

„Nein, ausgeschlossen.“

„Hören Sie. Die Frau stirbt ...“ Butz springt zur Seite. Zwei Sanitäter haben sie auf eine Trage gelegt, die Stangen des Metallgeräts klackern, die Rollen knicken weg, die Schiene rastet ein. Sie schieben sie in den Fond des Fahrzeugs.

„ ... Sie haben es selbst gesagt.“ Der Regen tropft Butz von der Brille, er kann den Mann vor sich nur verschwommen erkennen. „Ich muss mit ihr reden, vielleicht kann sie mir noch etwas sagen.“

Der Arzt wendet sich ab. „Tun Sie, was Sie nicht lassen können.“ Mit einem Satz ist er in dem Notarztwagen, die Hinterräder beginnen zu rollen. Butz streckt den Arm aus. Der Arzt ergreift seine Hand.

Der Motor heult auf, die fahlen Blitze des Blaulichts tauchen die Fundstelle, die Beamten, das Schlammloch, in dem sie stehen, in unruhiges Licht. Butz' Finger schließen sich um die Hand des Notarztes,

er stößt sich ab - dann fliegt die Tür des Wagens hinter ihm zu.

Er spürt wie der Fahrer das Gaspedal durchdrückt, dumpf vibriert die Antriebswelle unter Butz' Füßen. Ein feines Piepen bohrt sich durch die Geräuschwand, die ihn umfängt. Sein Auge zuckt in dem beengten Wagen umher.

Anzeigen, Kabel, Schläuche.

Ein Assistenzarzt stülpt der Frau eine Atemmaske über Mund und Nase, drückt das Gerät auf ihr Gesicht. Der Notarzt schlägt die Aluminiumdecke beiseite - Butz wendet den Blick ab, um die Verletzung nicht zu sehen.

Der Arzt macht sich daran, die Wunde zu versorgen - während der Körper der Frau zu zittern beginnt. Die beiden Mediziner wechseln einen Blick, Butz sieht, wie der Notarzt seinem Kollegen zunickt. Der hebt die durchsichtige Maske von ihrem Gesicht - Butz schiebt sich dicht über sie. Fast berührt seine Wange die Lippen der Frau. Er spürt, wie sie sich bewegen.

„Hhhhhrggg.“

Mehr ein Hauch als ein Laut.

„Was?“

Butz dreht den Kopf, sieht ihre aufgerissenen Augen vor sich, deren Glanz etwas Blendendes bekommen hat, wie eine Glühbirne, die kurz davor steht durchzubrennen. Unwillkürlich schiebt er eine Hand unter ihren Hinterkopf, als könnte er so ihren Sturz aufhalten.

Im gleichen Moment verrutscht der Boden, er prallt gegen die Wand des Fahrzeugs, es klickt. Der Motor heult auf, der

Rettungswagen schlingert.

Sie stehen.

Es knallt, als der Assistenzarzt die Hintertür aufstößt. Der Regen peitscht herein. Schwarz gähnt unter ihnen die Baugrube, sie haben erst gut die Hälfte der Sandrampe geschafft. Das Fahrzeug ist auf der schlammigen Piste abgesackt, die Räder wühlen sich in den Schlamm.

Butz sieht zurück zu der Frau. Das Motorengeräusch scheint unmittelbar hinter seinen Augäpfeln zu rasen.

Da fühlt er, wie ihre Hand seinen Arm berührt - dann wird der Glanz in ihren Augen von einer trüben Welle überspült.

Butz drückt sich gegen die Wand des Fahrzeugs, um dem Notarzt Platz zu machen. Der Piepton, der ununterbrochen weitergegangen ist, wandelt sich zu einem durchgehenden Pfeifen.

Im gleichen Moment greifen die Räder in dem aufgeweichten Erdreich wieder, der Wagen macht einen Satz nach vorn. Butz' Magen ruckt in seinem Bauch - er versenkt seinen Mund in der Armbeuge.

Der Blick des Assistenzarztes streift ihn. Butz nickt. Ja, er will aussteigen. Er schiebt sich hinter dem Arzt zur noch immer geöffneten Hintertür und springt ins Freie. Der Regen kommt in weiß leuchtenden Fäden aus scheinbar unendlicher Höhe auf ihn herunter. Der Notarztwagen steht wieder, die Sirene ausgeschaltet, das Blaulicht verloschen. Um Butz herum ist alles schwarz, nur in dem gelben Rechteck, als das er das Innere des Wagens in der Dunkelheit leuchten sieht, schalten die

beiden Mediziner die noch immer blinkenden
Geräte ab, zwischen denen seltsam reglos,
geschrumpft, eingefallen die Leiche der
jungen Frau liegt.

„Könnten Sie mir die vielleicht mal borgen?“ Butz nickt zur schweren Taschenlampe, die der Schutzpolizist mit angewinkelt erhobenem Arm auf der Höhe seiner Augen hält. „Die sind ja jetzt soweit.“ Er deutet auf die Kollegen, denen der junge Mann leuchtet und die gerade dabei sind, einen Scheinwerfer aufzustellen.

Es klackt, surrt, knistert - dann schlägt der grelle Lichtkegel aus dem Halogenscheinwerfer heraus auf den Boden zwischen den Fahrzeugen. Der Schutzpolizist zuckt mit der Schulter, reicht Butz das Gerät.

„Oben ist ein Starbucks, hab ich gesehen, als ich gekommen bin.“ Butz nimmt die Lampe. „Hohlen Sie sich doch einen Kaffee.“ Er deutet mit dem Lichtstrahl in den hinteren Bereich der Baugrube. „Ich seh mich solange hier um und gebe sie Ihnen dann gleich wieder.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, stapft er in die Richtung, die er gewiesen hat.

Der Regen hat ein wenig nachgelassen. In dem Lichtfleck, der vor ihm über den Boden huscht, kann Butz Fahrzeugspuren, Pfützen, teilweise auch Betonstrukturen erkennen, die bereits eingezogen worden sind. Er achtet darauf, nicht zu stolpern, bewegt sich langsam vom Fundort der Leiche weg. Kaum hat er den Scheinwerfer hinter sich, beginnt der Nachthimmel tiefblau über ihm zu schimmern. Die Stimmen der Kollegen, die

sich rings um die Fundstelle tummeln, versinken langsam im Rauschen der Nacht. Am Rand der Grube ragen die Silhouetten der Mietshäuser auf, die auf den angrenzenden Grundstücken stehen - zum Teil Brandmauern noch aus Kriegszeiten, die nur weit oben, im vierten oder fünften Stock durch winzige, später hineingemeißelte Fenster durchbrochen werden.

Butz wandert weiter, den Boden ableuchtend. Der Tod der Frau hat ihn mitgenommen. Er weiß nicht, wonach er sucht. Er weiß nur, dass er die Baugrube, in der sie sie gefunden haben, noch nicht verlassen will.

Er erreicht eine Bodenwanne, die bereits gegossen worden ist. In regelmäßigen Abständen ragen Betonpfeiler davon auf, an deren Ende die Stahlstreben wie Knochenfinger dünn und krumm in den Nachthimmel stoßen. Butz lässt den Lichtstrahl über den Zement wandern und bemerkt, dass der Rand der Wanne erst einen knappen Meter weit in die Höhe gezogen worden ist. Dahinter kann er die Böschung erkennen, die gute acht Meter über ihm das Straßenniveau erreicht.

Butz beschließt, in einem weiten Bogen zurück zu den anderen zu kehren, die als kleine Gestalten unter dem gleißenden Licht des Halogenscheinwerfers hinter den Pfeilern zu sehen sind, und beginnt, am Wannenrand entlangzuschreiten. Der Regen hat den Sand der Böschung zum Teil heftig unterspült. Vereinzelt rieseln noch immer kleine Bäche den Abhang hinab.

Butz verlangsamt seine Schritte und

wendet sich um. Tastet mit dem Lichtstrahl unschlüssig über den Sand. Da!

Er hält den Strahl der Lampe auf einen schwarzen Schatten gerichtet, der ihm auf halber Höhe der Böschung aufgefallen ist.

Was ist das?

Er lässt die Lampe in die Seitentasche seines Jacketts gleiten, legt beide Hände auf den oberen Rand der Betonwanne - und stößt sich ab. Die poröse Oberfläche des Zements schneidet in seine Handflächen, dann bekommt sein Fuß auf der Oberkante Halt - er kniet - steht.

Vorsichtig holt er die Lampe wieder aus seiner Jackettasche hervor, schaltet sie ein und leuchtet in den Schatten hinein, der sich jetzt keine drei Meter mehr über ihm in die Sandböschung zu bohren scheint.

Butz reckt den Arm mit der Lampe in die Höhe - dann sieht er es. Ein feines Rinnsal schießt aus dem Schatten hervor. Das Wasser kommt direkt aus der Böschung - aus einem Stollen, der dort waagerecht ins Erdreich getrieben worden ist.

„Der muss durch den Regen freigelegt werden sein!“ Der Bauleiter ist ein schwerer, großgewachsener Mann Mitte Fünfzig, Butz kommt sich regelrecht schmächtig neben ihm vor. „Den Tunnel hab ich noch nie gesehen!“ Der Bauleiter schüttelt den Kopf. „Der ist auch in den Plänen nicht eingetragen.“

Der Lichtkegel der Taschenlampe tanzt über den Bogen, den Butz und der Bauleiter gemeinsam vor sich her halten. Hin und wieder landet ein verspäteter Regentropfen auf dem Papier. „Hier sind die angrenzenden Gebäude verzeichnet.“ Der Bauleiter deutet mit seinem dicken Zeigefinger auf den Grundriss. „Möglichlicherweise gehört der Stollen zur Kanalisation?“ Er sieht Butz an.

Der runzelt die Stirn.

„Meinen Sie, es hat etwas mit der Toten zu tun?“ Der Bauleiter nimmt ihm den Plan aus der Hand. Er ist erst vor wenigen Minuten auf der Baustelle eingetroffen, nachdem er von den Beamten über sein Handy kontaktiert worden ist.

Butz schaut zu dem Stollen hinauf. „Leuchten Sie mir doch mal bitte.“ Er stemmt sich erneut auf den Rand der Bodenwanne.

„Was denn?“ Der Bauleiter richtet den Strahl der Lampe genau auf Butz' Gesicht. „Wollen Sie jetzt hier rumklettern? Mitten in der Nacht?“

„Nur mal gucken.“

„Sie sehen doch, der Regen hat alles unterspült.“ Die tiefe Stimme des Bauarbeiters scheppert. „Außerdem können Sie in der Dunkelheit doch sowieso nichts erkennen! Kommen Sie da runter, Mann, was soll denn das!“

Butz springt und landet weich in dem locker aufgeschütteten Sand der Böschung - auf der anderen Seite der kleinen Betonwand.

„... das ist meine verdammte Verantwortung hier“, hört er den Bauleiter schimpfen, der in der Bodenwanne stehen geblieben ist.

„Regen Sie sich ab, ist es natürlich nicht.“ Butz spürt, wie seine Hände in den feuchten Sand sinken, während er beginnt, die Böschung nach oben zu kraxeln. „Wenigstens leuchtet er.“ Der Schein der Taschenlampe gleitet an Butz vorbei über den Sand, bleibt auf der Tunnelöffnung stehen, die sich jetzt direkt über seinem Kopf befindet.

Butz richtet sich auf, sieht in die Öffnung hinein. Für einen Moment hat er den Eindruck, als würde es kühl aus dem Stollen herauswehen.

„Können Sie was sehen?“

Butz dreht sich um. Knapp drei Meter unter ihm steht der Bauleiter in der Bodenwanne und blickt nach oben.

„Noch nicht.“

Butz angelt die Lampe des Schutzpolizisten aus der Seitentasche seines Jacketts, schaltet sie ein und richtet den Strahl in den Stollen hinein.

Der Gang ist nicht mehr als gut einen Meter hoch und etwa genauso breit. Keine

Kabel, keine Lampen, keine Mauer. Ein Tunnel, der ohne jede Absicherung ins Erdreich getrieben worden ist und auf dessen Boden es feucht schimmert. Der Regen muss durch den Sand hindurchgesickert sein und sich auf dem Grund des Tunnels gesammelt haben. In einem kleinen Bächlein fließt das Wasser am Ende des Gangs ins Freie.

Es ist als ob jemand Butz' Kopf an den Haaren zurückgerissen hätte.

Er hat etwas gehört!

Mit einem Satz ist er in der Öffnung. Geduckt. Auf allen Vieren. Jeder Muskel im Körper angespannt.

„Sind Sie wahnsinnig! Hauptkommissar!“ Die Stimme des Bauleiters dringt von der Betonwanne zu ihm herauf.

Butz achtet nicht darauf, steckt sich die Taschenlampe kurzerhand in den Mund. So kann er zugleich auf allen Vieren weiter - und sich den Weg leuchten.

Es ist nicht das Geräusch rieselnden Sands, kein Verkehrslärm, kein Luftstoß. Er ist ein Rascheln, ein Schaben, ein Schnaufen!

Er huscht in den Gang hinein.

Jetzt ist das Rascheln deutlich zu hören. Es klingt, als ob sich ein Rudel Hunde in dem Stollen zusammendrängen würde.

Er spürt, wie sein Kopf gegen die sandige Decke des Gangs stößt, während er weiterhastet.

Hinter ihm säuselt die Stimme des Bauleiters, sie scheint aus einer anderen Welt zu kommen.

Abrupt hält Butz inne.

Was ist das?

Er setzt das Atmen aus.

Stille.

Es hat geblinkt. Vor ihm. Weit vor ihm.

Oder?

Der Schein der Lampe schwankt. Butz verlagert sein Gewicht auf den linken Arm, nimmt die Lampe mit der Rechten aus dem Mund. Stabilisiert den Lichtstrahl. Gut dreißig Meter weit vor ihm biegt der Gang um eine Ecke.

„Pffffssslsssspfffff.“

„Hallo!“

Ratten.

Und wenn es Ratten sind?

Instinktiv richtet Butz den Strahl auf den Boden. Das Wasser rinnt zwischen seinen Beinen hindurch, Tiere sind jedoch keine zu sehen.

„Ist da wer?“

Nichts.

Er sieht sich um. Ungefähr zwanzig Meter weit ist er in den Stollen bereits eingedrungen. Hinter sich kann er das Ende des Tunnels und die Nacht sehen - einen Vorhang glitzernder Punkte: Tropfen, die den Strahl seiner Taschenlampe reflektieren. Es hat wieder angefangen zu regnen.

Butz atmet aus.

Das entfernte Rauschen der Tropfen.

Für einen Moment scheint die Zeit stillzustehen.

Dann fällt sein Blick auf das Rinnsal in der Mitte des Stollens.

Eben noch war es noch schmal gewesen wie ein Bleistift, jetzt füllt es fast die

ganze Gangbreite aus.

Es ist, als würde er nach rechts stürzen, als die Wand neben ihm auf einer Länge von sechs Metern absackt.

„AAAHH!“ Butz' eigener Schrei katapultiert ihn nach vorn.

Wie hat er so leichtsinnig sein können!

Jetzt fliegt er. Während der Sand um ihn herum abrutscht. Er krabbelt nicht mehr auf allen Vieren, er läuft geduckt, sein Rücken raspelt über die Decke. Mit beiden Händen stößt er sich abwechselnd an den beiden Seitenwänden ab - und spürt zugleich, wie die aufgeweichten Sandmassen um ihn herum zusammenrutschen. Der Schlund, durch den er schießt, scheint sich zu einem Schlammschlauch zu verformen.

„Es rutscht! Butz! ES KRACHT EIN!“ Die Stimme des Bauleiters gellt - Butz stößt sich ab, will springen - da greifen die Sandmassen wie mit Armen nach ihm, packen ihn an den Füßen, rollen über seinen Rücken nach vorn, drücken seinen Kopf auf den Boden. Schon sieht er sie den Ausgang verschließen - da presst die ganze Wucht der Sandmassen sein Gesicht in den Schlamm. Die Körner fressen sich in seine Ohren - und seine Handflächen werden wie von einer Dampfwalze auf Augen, Mund und Nase gedrückt, vor die er sie im letzten Augenblick gerade noch hat reißen können.

BERLIN GOTHIC 1

Zweiter Teil

1

Tagebucheintrag

Und MAX? Wenn Till es war - was ist mit Max?

Ach ja?

Er auch?

Und Hinz und Kunz und Heinz und Franz?

*HAT JETZT JEDER SEINEN VERDIENST AN DEM,
WAS IN WAHRHEIT DOCH NUR DU ALLEIN GETAN
HAST?*

... Aber Max - Max war doch derjenige, durch den du Till kennengelernt hast!? Max war dein Freund, mein Lieber, mit ihm, mit MAX hast du die Nachmitten, die Nächte, die Sommerwochen verbracht, bist du gereist, hast du getrunken, geredet, gelacht. Mit ihm hast du versucht, einen Weg zu finden, eine Meinung, eine Haltung - eine klare Sicht auf die Dinge! Und jetzt - soll er mit all dem nichts mehr zu tun haben?

...

Manchmal kommt es mir fast so vor, als wüsste ich gar nicht mehr, wie er aussah. Es ist so lange her ... es hat sich soviel verändert ... ich habe mich verändert ...

Dann wieder sehe ich ihn vor mir, das glatte, fast schwarze Haar, das hinter seinen Ohren absteht, die hellen Augen mit dem durchdringenden Blick.

Max.

Max Bentheim.

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Tick tick tick tick tick ...

Max Bentheim starrte auf die Eieruhr, die oben auf dem Flügel stand. Noch knapp vierzig Minuten. Aber er würde sich nicht unterkriegen lassen. Es war nicht das erste Mal, dass er Klavier üben musste - und es würde auch nicht das letzte Mal sein. Also hatte es auch keinen Sinn, sich hineinzusteigern, wie unerträglich, entsetzlich, unglaublich es sein würde. Er musste einfach nur ein bisschen auf den Tasten herumklimpern, dann würde die Zeit schon wie im Flug vergehen.

Zaghhaft hob er die Hände und berührte die Oberflächen der Tasten, schlug sie jedoch noch nicht an. Das schwarz-weiße Band, das sich rechts und links von ihm ausbreitete, kam ihm manchmal vor wie eine giftige Schlange, die er mit aller Kraft zu besänftigen versuchte, die ihn aber immer wieder rücksichtslos biss.

Tick tick tick tick tick ...

Noch 38 Minuten. Vorsichtig drückte er mit den Fingerspitzen die Tasten herunter. Der Ton klang nicht schlecht. Max warf einen Blick auf das Notenpapier, das vor ihm auf der Ablage stand. Und wenn er einmal versuchte, sich von den Noten zu lösen? Vielleicht war ja das das Problem: Dass er nach Noten spielen sollte, die sich irgendein Komponist vor hunderten von Jahren ausgedacht hatte. Warum ließ er sich

nicht einmal von der Musik führen, die er in sich selbst verspürte, anstatt zwanghaft einer Tonfolge gehorchen zu wollen, die sich ein anderer hatte einfallen lassen?

Tick tick tick tick tick ...

Abgesehen vom Ticken der Eieruhr war es in dem Haus vollkommen still. Lisa malte in ihrem Zimmer wahrscheinlich ein Bild, die Mutter war noch unterwegs, Claire und Betty von der Oma abholen. Und der Vater? Hinten im Gartenhaus, wie immer.

Max ließ die Hände eine Weile in der Luft tanzen. Es würde ihn niemand hören. Er gab sich einen Ruck - und seine Finger fielen schwer auf die Tasten. Sie riefen einen schönen, satten Klang hervor. Zufrieden mit diesem ersten Ergebnis zog er die Hände rechts und links auf der Tastatur auseinander. Eine perlende, lustige Tonfolge stieg auf. Max' Laune besserte sich. Ging doch!

Er ließ die Finger zurück zur Mitte der Tastatur wandern, diesmal die schwarzen Tasten mit einbeziehend, so dass der Klang ein wenig schräger ausfiel. Dann nahm er beide Hände zusammen und sprang mit ihnen nach rechts, jetzt weniger laufend als vielmehr hüpfend, so dass die Töne noch kraftvoller, fast schon zornig und aufgebracht wirkten.

„Jetzt: Kontrast!“, murmelte er sich zu und wie auf Kommando schnellten die Hände weniger hoch, duckten sich vielmehr, huschten gemeinsam über die Tasten nach links, so dass der Klang leiser wurde, sanfter, behutsamer.

Mit beiden Füßen trat Max die beiden

Pedale nieder - die einzelnen Töne verschwammen.

„Sehr gut! Jetzt die Variation.“

Er achtete darauf, seine Hände unabhängig voneinander ihren jeweils eigenen Phantasien nachspüren zu lassen, die Rechte eher rhythmisch, die Linke melodisch. Und für einen Moment hatte er auch tatsächlich das Gefühl, seine Hände würden selbst am besten wissen, was sie zu tun hatten, ja, als könnte er sich geradezu innerlich zurücklehnen, um zu lauschen, was sie ihm vorspielten, als seien sie regelrecht von ihm abgelöst, angeschlossen an einen höheren, größeren Geist, der mit ihnen zu zaubern verstand und sie Wege gehen ließ, auf die er selbst, Max Bentheim, niemals gekommen wäre. Doch da verflog dieser Moment auch schon, während Max ihm noch nachlauschte, und an seine Stelle schob sich die Ahnung, dass niemand anders als er selbst, Max, derjenige war, der seinen Händen, seinen Fingern sagen musste, was sie tun sollten, dass niemand anders als er selbst, derjenige war, der eine Vorstellung davon haben musste, wohin die Reise gehen, wohin sich das Stück, das er spielte, entwickeln sollte. Eine Aufgabe, deren Komplexität Max verwirrte, kaum dass sie ihm ins Bewusstsein gerutscht war.

Verbissen versuchte er, die Klarheit wiederzugewinnen, die er eben doch ganz deutlich in sich gespürt hatte, die er aus den Tönen, die er bereits hervorgerufen hatte, doch herausgehört und sich nicht nur eingebildet hatte. Aber je verzweifelter er darauf drängte, sich sozusagen selbst aus

seinen Händen wieder zurückzuziehen, je energischer er darauf aus war, sich selbst überraschen zu können mit den sagenhaften Ergebnissen, die er erzielte - desto dissonanter klang, was er zustande brachte.

„Spiel über es hinweg, gib dem, was noch in der Luft hängt, eine ganz neue, unerwartete Bedeutung, indem du Klänge folgen lässt, die ihm nachträglich erst den wahren Sinn einimpfen!“, beschwore sich, hieb weiter auf die Tasten ein, fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser Sackgasse der Hässlichkeit suchend, in die er sich mit jedem Misston, den er anschlug, desto tiefer hineinmanövrierte, und immer unumkehrbarer den Mut verlierend, von dem er doch nur zu gut wusste, wie sehr er ihn brauchte, um die selbstgestellte Aufgabe zu bewältigen - zugleich aber immer verbissener darauf beharrend, dass er sich schon nicht unterkriegen lassen würde. Bis er plötzlich bemerkte, dass er nicht mehr nur mit den Fingern über die Tasten sprang, sondern mit den Händen geradezu auf sie einschlug, dass er inzwischen sogar die Ellbogen dafür benutzte, dass seine Unterarme und Handgelenke schmerzten und das Holz unter seinen Schlägen ächzte. Dass aus seinem Spiel längst so etwas wie eine Schlacht geworden war - ein Kampf, ein Krampf, ein Sturz.

Hinter ihm knallte es.

„Spiel doch endlich mal was richtig Lautes!“, hörte er eine Mädchenstimme schreien - und fuhr herum.

In der Türfüllung stand Lisa. Sie hatte die Tür so heftig aufgestoßen, dass das

Holz gegen die Wand geschlagen war.

„Was? Schon fertig? Du hattest doch gerade erst Fahrt aufgenommen!“ Sie funkelte ihn an.

Tick tick tick tick tick tick ...

Max warf einen Blick auf die Eieruhr. Noch 31 Minuten. Immerhin, sieben Minuten hatte er überwunden.

Lisa schnaufte. „Sag Papa doch einfach, dass du mit Klavierspielen aufhören willst!“

„Das erlaubt er nie.“ Max war von der Anstrengung noch ein wenig außer Atem.

Lisa trat auf ihn zu, nahm seine Hände, drehte sie um und besah sich die Unterarme, über die die Ärmel seines Hemdes zurückgekrepelt waren. Die Haut war von den Schlägen auf die Tasten gerötet.

„Natürlich erlaubt er es“, sagte sie und ließ seine Arme los, „du musst es ihm nur richtig sagen.“

„Kannst du es ihm nicht sagen?“

„Nö.“

Ihre Antwort überraschte Max nicht. Sein Oberkörper sackte nach vorn und mit gekrümmten Rücken blieb er auf dem Klavierhocker sitzen. In seinem Kopf aber erklangen die Töne, mit denen er sein Spiel eben begonnen hatte, noch einmal. Und diesmal, als er sie sich nur vorstellte und nicht wirklich anschlug, gelang es ihm, die Töne auch an dem Punkt richtig fortzuentwickeln, an dem er vorhin falsch abgebogen war. Diesmal schwangen sie sich - statt sich in einen immer unangenehmeren Krach zu verlieren - zu einem Crescendo aus Effekten und Überraschungen auf, das

geradewegs bis an die Zimmerdecke - und noch darüberhinaus zu führen schien.

Max blickte auf, wollte seiner Schwester schon zurufen, dass er mit dem Improvisieren vielleicht doch endlich einen Weg gefunden habe, das Klavierspiel in den Griff zu bekommen - aber das Zimmer um ihn herum war bereits wieder leer.

Lisa hatte ihn allein gelassen.

3

Eine Veranda mit mächtigen Säulen, Bäume mit weit ausladenden Ästen, eine Freitreppe, die in grandiosem Bogen auf das Dach eines durchfensterten Vorbaus führte.

Als Frau Bentheim mit dem Wagen in das schattige Grundstück einbog, auf dem sich die weiße Villa der Bentheims erhob, musste Till unwillkürlich an die Herrenhäuser der Plantagenbesitzer im amerikanischen Süden denken. Die kannte er zwar nur aus dem Fernsehen, hatte sie aber immer geliebt. Die schattige und zugleich schwüle Atmosphäre, in der man glaubte, entfernt Alligatoren brüllen zu hören - während in den oberen Stockwerken der prächtigen Häuser schöne Frauen unter riesigen Ventilatoren Intrigen ausheckten, mit denen sie ihren stiernackigen Gatten gegen den Mann ausspielen wollten, der hinterm Haus gerade unter einem Oldtimer lag und den Motor ausbaute.

Frau Bentheim brachte den Jaguar in der Auffahrt zum Stehen. Neugierig die Details des Gebäudes und des Vorgartens in sich aufsaugend, wanderte Till neben ihr vom Wagen zur Eingangstür, durch die die beiden Mädchen von der Rückbank bereits verschwunden waren. Korbstühle und ein verziertes Sofa mit verschlissenem Seidenbezug standen auf der Veranda, rechts verdeckte in einiger Entfernung eine buschige Hecke das Nachbarhaus, links verlor sich das Sonnenlicht zwischen den Baumstämmen eines angrenzenden Waldes.

Entlang des Weges aus Natursteinen, der an dem Haus vorbei in einen dahinter liegenden Garten zu führen schien, zog sich ein rechteckiger Teich, in dem sich grau-rosa gefärbte, beinahe fettig wirkende Fische zwischen Seerosen tummelten.

„Kois“, hörte Till Frau Bentheim neben sich sagen, die bemerkt haben musste, wie er zu den Fischen sah.

Sie hockte sich an den Rand des Teichs und streckte eine Hand in das Wasser. Einer über den anderen gleitend schwammen die Fische zu ihren Fingerspitzen und stupsten ihre Nasen dagegen.

„Mama?“

Till sah auf. Ein Mädchen, etwas älter als Claire und Betty, vielleicht so alt wie er, kam barfuß über den Rasen auf sie zu. „Wo warst du denn?“

„Till - Lisa, Lisa - Till.“ Frau Bentheim richtete sich neben ihm wieder auf.

Sollte er dem Mädchen jetzt die Hand schütteln?

Etwas verunsichert blickte Till zu Frau Bentheim hoch - aber die hatte sich zu ihrer Tochter gewandt und erklärte ihr in knappen Worten, was geschehen war.

„Komm Till, wir rufen jetzt gleich den Arzt. Wie geht es dir inzwischen denn?“ Sie schaute wieder zu ihm.

„Gut.“ Es ging ihm gut, bestens sogar. Es ging nur alles so schnell, ihm war fast schon ein wenig schwindlig.

„Warum wolltest du denn nicht, dass ein Notarzt kommt?“

Till drehte sich um, den Mund voll.

Hinter ihm schritt Lisa würdevoll in die Küche.

„Ach, das war doch nichts - es hat ja nicht mal richtig wehgetan.“ Till schluckte herunter.

Frau Bentheim hatte ihn in die Küche geführt, nachdem er angedeutet hatte, ein wenig Hunger zu haben. Dort hatte eine Frau, die Frau Bentheim ihm als Rebecca vorgestellt hatte, Till ein wenig Suppe heiß gemacht.

„Und dann wolltest du nicht, dass meine Mutter deine Mutter anruft.“ Lisa kletterte auf den Barhocker auf der anderen Seite des hochgebockten Tischs und sah Till aufmerksam an, den hübschen Mund fest geschlossen.

„Ja und?“ Wollte sie ihn jetzt ausfragen? Till zwang sich, ruhig zu bleiben. Der Arzt musste gleich da sein und nach der Untersuchung würde er ohnehin wieder gehen, sie brauchte sich also keine Sorgen zu machen, dass er ihr Puppenhaus kaputtmachen könnte.

„Wenn ich angefahren werden würde, würde ich schon meine Mutter anrufen.“

Das hatte keine Antwort verdient. Till langte zu der Kelle, die aus der Suppenschüssel herausragte, und füllte seinen Teller wieder auf.

„Wo wohnst du denn?“ Lisa ließ nicht locker.

Till runzelte die Stirn. „Willst du das wirklich wissen?“

„Klar.“

„Und wieso? Wieso willst du das wissen?“

Lisa sah ihn nachdenklich an. Jetzt hatte

er den Spieß umgedreht. Damit hatte sie wohl nicht gerechnet.

„Nur so.“

Till atmete aus. „Gibst du mir mal das Brot rüber?“

Der Korb mit ein paar Weißbrotscheiben, den Rebecca ihm ebenfalls hingestellt hatte, stand näher bei ihr als bei ihm. Lisa schob ihn über den Tisch, ohne ihren ernsten Blick von ihm zu nehmen. Till fühlte, wie nervös ihn das machte. Dunkelblond hingen ihr die Haare bis auf die Schultern, ihr leicht gebräuntes Gesicht wirkte so lebendig und zierlich, dass er sich regelrecht zwingen musste, die Augen zu senken, bevor er sich in ihrem Anblick noch ganz verlor. Er griff nach einer Brotscheibe aus dem Korb, tauchte sie in die Suppe und biss ab. Er musste sich ja nicht mit ihr unterhalten, er konnte hier einfach sein Süppchen löffeln.

„Mama macht sich furchtbare Sorgen, dass du dir was getan haben könntest. Aber ich finde, du siehst nicht so aus, als ob dir was wehtut.“

Till musste grinsen. Mann, das war doch garnichts gewesen. Ein kleiner Bums und fertig. Die sollten sich mal nicht so haben.

„Weißte was?“ Jetzt sah er sie doch an. „Ich wollte nicht, dass deine Mutter meine Mutter anruft, weil ...“ Er spürte: Jetzt war sie da, die Chance, die er ergreifen musste. Jetzt kam es drauf an, jetzt musste er alles richtig machen. „... weil meine Mutter tot ist.“ Es kam ihm so vor, als wären ihm die Worte wie Bauklötzchen aus

dem Mund gepurzelt. „Weil meine Mutter tot ist“.

Lisas Augen weiteten sich.

„Ich wollte nicht, dass der Notarzt kommt, weil sie mich dann zurückgeschickt hätten.“

„Zurück wohin?“

„Nach Brakenfelde.“

„Was ist das denn?“ Lisas Stimme klang, als würde sie ahnen, dass es ein Ort war, mit dem sie nichts zu tun haben wollte.

„'N Heim“, stieß Till hervor.

„Du lebst in 'nem Heim?“, flüsterte sie, und Till war sich sicher, dass sie das tat, weil sie nicht wollte, dass jemand sie hörte.

Um nicht gleich antworten zu müssen, schob er sich den Rest des Brots in den Mund. Wenn er genau hinsah, konnte er an ihrem Hals jetzt eine Ader pochen sehen. Er war sich nicht sicher, ob die auch vorhin schon da gepochezt hatte, jetzt aber tat sie es. Wahrscheinlich weil Lisa sich fragte, ob sie nicht doch lieber aufstehen und ihrer Mutter Bescheid sagen sollte. Aber sie blieb einfach nur sitzen und sah ihn an.

„Schmeißt du mich jetzt raus?“ Trotzig zog Till die Augenbrauen zusammen. Sollte sie doch. Wenn sie es tat, war es sowieso sinnlos, hier noch länger seine Zeit zu vergeuden.

„Wieso denn zurückschicken?“, fragte sie stattdessen.

„Weil ich abgehauen bin?“

Sie schluckte. „Und was hast du jetzt vor?“

„Weiß nicht.“

„Till?“ Es war die Stimme von Frau Bentheim.

Er wandte sich um und sah Lisas Mutter in die Türöffnung treten. „Der Arzt ist jetzt da. Kommst du? Dann kann er dich gleich untersuchen.“

Till blickte zu Lisa, die ihn nicht aus den Augen gelassen hatte. Aber er sagte nichts, sondern lächelte nur. Er war erst elf, aber er wusste, dass das verschmitzt aussah. Geschickt ließ er sich von seinem Hocker hinuntergleiten und lief zur Küchentür.

„Gern, Frau Bentheim. Sie hätten den Arzt wirklich nicht kommen zu lassen brauchen. Aber von mir aus ...“

Er sah, dass Lisas Mutter ihm am liebsten über den Kopf gestrubbelt hätte. Aber das tat sie dann doch nicht.

Brrrrriiiiiinggg!
Die Eieruhr schnarrte.

Max atmete aus und schlug den Deckel über die Tasten des Flügels herunter. Die letzten Minuten hatte er sowieso nur noch reglos davor gesessen. Auch diese Stunde Klavierüben war erfolgreich gemeistert! Er sprang vom Klaviersessel herunter und verließ beschwingt das Zimmer.

Als er die Eingangshalle erreicht hatte, bemerkte er, dass sich einige Leute im Wohnzimmer - das über eine breite Schiebetür mit der Eingangshalle verbunden war - versammelt hatten. Neugierig und beiläufig zugleich schlenderte er durch die Schiebetür zu den anderen und blieb mit dem Blick an einem Jungen hängen, der mit nacktem Oberkörper auf dem Sofa saß und von Dr. Trimborn gerade abgetastet wurde.

Wer war das denn?

Max schaute zu seiner Mutter, die auf einem Sessel dem Sofa gegenüber Platz genommen hatte und den Handgriffen des Arztes mit besorgtem Blick folgte.

Trimborn schien mit dem Verlauf seiner Untersuchung jedoch ganz zufrieden zu sein, denn er nickte dem Jungen aufmunternd zu. „Kannst dich wieder anziehen.“ Dann sah der Arzt zu Max' Mutter. „Wie schnell waren Sie denn, als es passiert ist?“

„Die Straße war sehr befahren, ich bin fast Schritt gefahren.“

„Ich denke, Till hat einen Schutzengel gehabt.“ Trimborn wandte sich wieder dem

Jungen zu, der dabei war, ein langärmeliges T-Shirt über den Kopf zu streifen. „Aber Sie haben trotzdem gut daran getan, mich zu rufen. Man kann ja nie wissen.“

Max stutzte. Täuschte er sich, oder war das T-Shirt ziemlich dreckig?

„Sonst alle vier wohlauft?“ Trimborn warf das Stethoskop, mit dem er den Jungen abgehört hatte, in seinen altmodischen Arztkoffer, der neben ihm auf dem Tisch stand.

„Alles bestens.“ Max' Mutter erhob sich. Ihr Blick fiel auf ihren Sohn. „Oder, Max?“

Der grinste. „Alles bestens, Doc.“

„Na gut. Dann auf Wiedersehen, Kinder“, grüßte Trimborn in die Runde und packte seinen Arztkoffer am Griff.

Max bemerkte, dass der Junge ihn aufmerksam musterte, achtete aber darauf, den Blick nicht zu erwidern, sondern schaute stattdessen zu Lisa, die weiter hinten auf einem Sessel Platz genommen hatte. Unauffällig versuchte er ihr zu signalisieren, dass er wissen wollte, wer der Junge ist. Lisa schien Max jedoch nicht weiter beachten zu wollen, denn ohne ihn eines Blickes zu würdigen, sprang sie von ihrem Sessel, ging zu der Tür, die vom Wohnzimmer aus direkt ins Freie führte - und zog sie auf.

„Soll ich dir mal unseren Garten zeigen?“ Sie schaute geradewegs zu dem Jungen, der - etwas ziellos, wie Max denken musste - in einem kleinen Nylonrucksack zu wühlen begonnen hatte, während Max' Mutter und Trimborn langsam aus dem Wohnzimmer heraus Richtung Haustür gingen.

Der Junge sah auf. „Ja, super gerne.“ „Super gerne‘? Was ist das denn für einer, dachte Max.

„Kommst du auch mit?“ Jetzt schaute Lisa doch zu ihm.

Max zögerte.

„Ich bin Till.“ Der Junge war vom Sofa aufgestanden, kam auf ihn zu und streckte die Hand vor.

„Ich weiß.“ Den Namen hatte Trimborn ja gerade erwähnt. Max vergrub seine Hände in den Taschen seiner Jeans, statt die angebotene Hand zu schütteln. Das war ihm in solchen Situationen schon immer die liebste Geste gewesen. Oder war das zu unfreundlich? Gerade wollte er die ausgestreckte Hand doch noch ergreifen, da zuckte Till schon mit der Achsel und ging an Max vorbei durch die Tür in den Garten, wo Lisa bereits auf ihn wartete.

„Woran arbeitet Papa gerade?“ Der Ruf Lisas riss Max aus seinen Gedanken. Er war Till und seiner Schwester hinaus in den Garten gefolgt und hatte sie ein wenig über den Rasen vorlaufen lassen. Jetzt standen sie vor der Hecke, die den hinteren Teil des Grundstücks vom übrigen Garten abtrennte und sahen in seine Richtung.

„Keine Ahnung!“ Er schlenderte ihnen entgegen. „Mama hat gesagt, das sei nichts für Kinder.“

Lisa lachte. „Schon wieder?“

Max musste ebenfalls grinsen. „Ich habe sie gefragt, aber es war nichts aus ihr herauszubekommen. Es sei zu unheimlich, ich würde wieder Alpträume kriegen, ich könnte es ja lesen, wenn ich alt genug dafür bin, meinte sie.“

Er sah, wie Till Lisa einen Blick zuwarf, und blieb bei ihnen stehen.

„Er schreibt Romane.“ Lisa lächelte Till an. „*Phantom der Oper, Jekyll und Hyde, Die Berge des Wahnsinns* ... so was in der Art.“

„Kennst du?“ Max sah zu Till, wohl wissend, dass er nun derjenige war, der den anderen zuerst etwas gefragt hatte. Aber das interessierte ihn jetzt.

„Hmh.“ Till hatte die Lippen ein wenig gespitzt.

„Und was liest du so?“ Max ließ ihn nicht aus den Augen.

„Mein Bruder hat mir früher Tipps gegeben, was ich lesen soll.“

Die Antwort überraschte Max ein wenig.

„Weißt du das nicht selbst - was du lesen willst, mein' ich.“ Noch während er sprach, hatte er jedoch den Eindruck, als würde sich ein seltsamer Schatten, eine Art Verletzlichkeit auf Tills Gesicht legen - und beschloss, seinen herausfordernden Ton etwas abzumildern.

„Woher soll ich wissen, ob ein Buch gut ist, wenn ich es noch nicht gelesen habe?“ Till musterte ihn.

Max runzelte die Stirn. Das stimmte natürlich.

„Hast du schon mal ein Buch von deinem Vater gelesen?“, fragte Till.

Max sah kurz zu Lisa. Nein, hatte er nicht. Es wurde ja immer schlimmer, inzwischen durften sie nicht einmal mehr wissen, worüber er schrieb. Früher hatte sein Vater noch angedeutet, dass er an einer Geschichte über das Eismeer schrieb, über Roboter oder ein Wesen, das nicht sterben konnte. Inzwischen aber schüttelte er nur noch den Kopf, wenn Max ihn fragte, woran er arbeitete. Ja, inzwischen war es sogar so weit gekommen, dass sie nicht einmal mehr die Titelbilder der Bände sehen durften, die sein Vater herausbrachte! Deshalb hatten seine Eltern auch die Exemplare, die sich in der Villa befanden, ganz oben ins Bücherregal im Wohnzimmer gestellt, dorthin, wo weder Max noch Lisa herankamen. Eines Abends, gar nicht lange her, als die Eltern von Freunden zum Essen eingeladen gewesen waren und Rebecca in der Küche mit dem Abwasch beschäftigt war, hatte Lisa darauf bestanden, dass sie sich die Bücher trotzdem einmal ansehen sollten.

Sie hatten den niedrigen Couchtisch vor das Regal geschoben, einen Stuhl aus dem Esszimmer darauf gestellt und Max war hochgeklettert. Als er das erste Buch herausgezogen und einen Blick auf den Umschlag geworfen hatte, hatte er allerdings verstanden, warum seine Eltern nicht wollten, dass sie sich das anschauten. Bis heute wusste er nicht genau, was das Bild auf dem Umschlag dargestellt hatte. Es hatte am ehesten noch wie ein Wurm ausgesehen, ein seltsam unbehaartes Tier, das von einem schmerzhaften Krampf befallen zu sein schien, denn ein Geflecht aus Muskeln und Sehnen hatte sich über sein Gesicht gezogen und das aufgedunsene Antlitz des Wesens zu einer Grimasse der Qual und der Auflösung verzerrt. Ein Anblick, der Max unmittelbar abgestoßen hatte, und als er Lisa das Buch nach unten gereicht hatte, hatte sie es gleich fallen gelassen.

Max kniff die Augen zusammen und sah Till an. „Würdest du alles lesen?“

Till lächelte. „Wie alles? Lieber nicht. Soviel Zeit hab ich nicht. Nur gute Sachen, wo man richtig reingezogen wird.“ Er schien einen Augenblick nachzudenken. „Bei denen ich alles um mich herum vergesse - das mag ich. Dann ist es, als würde man durch das Buch fliegen ...“ Seine Augen glänzten. „So ein Buch zu lesen ist wie ein Traum, oder? Das suche ich immer, wenn ich überlege, was ich mir als nächstes vornehmen soll.“

Max nickte. „Ja, klar, aber ich meine ... gibt es auch Bücher, von denen du lieber die Finger lässt? Weil du Angst hast, dass

du davon schlecht träumst?"

„Du meinst, ob ich Angst vor einem Buch habe?“ Till grinste und schaute zu Lisa. „Was kann mir ein Buch schon anhaben? Ich kann es doch jederzeit zumachen, aufhören zu lesen - dann ist's vorbei.“

„Bist du dir da so sicher?“ Lisa hatte etwas antworten wollen, aber Max sprach als erster. „Dass es dann zu Ende ist, wenn du das Buch zumachst, mein' ich?“ Max schluckte. „Im Kopf kann es doch weiter gehen! Die Leute, die in dem Buch aufgetreten sind? Die sind ja weiter drin, sozusagen, in deinem Kopf. Verstehst du?“ Er sah, dass Till ihn ein wenig misstrauisch und zugleich doch neugierig anschaute. „Was machst du, wenn sie nicht aufhören, wenn sie weiter ...“, Max' Stimme wurde leiser, „was weiß ich, wenn sie weiter schreien ... weiter töten ...“

Er bemerkte, wie Till ernster wurde und zu spüren schien, dass er das nicht nur so dahinsagte.

„Komm schon“, erwiderte Till, „das sind doch nur Figuren in einem Buch. Auch wenn sie weiter in deinem Kopf spuken, sie können dir doch nichts anhaben! Es ist doch wie ein Traum. Wenn ich aus einem Traum aufwache, weiß ich genau: Ich hab nur geträumt - “

Max unterbrach ihn. „Ja, aber dann hat man doch Angst vor dem Traum.“

„Vor dem Traum? Wirklich? Nicht Angst davor, wieder einzuschlafen, also dass der Traum dann weitergeht?“ Till runzelte die Stirn. „Ich habe doch nicht Angst davor, dass der Traum mich ... sozusagen im Wachsein

einholt.“

„Nicht?“

Till schüttelte den Kopf. „Deshalb meine ich ja: Solange man das Buch nicht wieder öffnet, braucht man auch keine Angst davor zu haben, also zumindest mir geht es so.“

Die drei standen einen Moment lang schweigend im Kreis. Max wusste, dass schräg hinter ihnen, jenseits der Hecke, das Gartenhaus lag, in dem sein Vater arbeitete - aber er schaute absichtlich nicht in diese Richtung.

„Ich weiß nicht ...“, hob er wieder an und sah zu Till. „Was man träumt und was wirklich ist ... lässt sich das wirklich so klar und sauber voneinander unterscheiden?“ Er vergrub seine Hände in den Hosentaschen. „Ich träume ja auch nicht von etwas, das es nur im Traum gibt. Ich träume von dem Haus da hinten zum Beispiel“, er nickte vage in Richtung Gartenhaus, „und das Haus gibt es auch wirklich. Genauso ist es mit dem, was in einem Buch steht. Woher weiß ich, dass es nur eine Geschichte ist, dass die Figuren, von denen darin die Rede ist, nicht zugleich auch *wirklich* leben, also in der gleichen Wirklichkeit wie ich, sozusagen?“

Er wusste, dass das, was er sagte, ein bisschen komisch klang, aber als er sah, wie Till die Arme verschränkte, hatte er das Gefühl, dass Till ihm folgen konnte.

„Das ist doch immer ganz klar“, sagte Till ruhig. „Es gibt Romane, die sich ein Autor ausgedacht hat, das heißt, dass es die Leute, von denen in dem Buch die Rede ist, nur in dem Buch, in der Welt des

Buches gibt und *nicht* in der wirklichen Welt. Und es gibt sogenannte Sachbücher, Bücher über Menschen und Ereignissen, die sich der Autor *nicht* ausgedacht hat, sondern die wirklich gelebt haben und die wirklich passiert sind.“

„Ach ja? Und woher weißt du, welche Figuren es wirklich gibt und welche nur ausgedacht sind? Weil der Autor dir das sagt?“

„Zum Beispiel. Warum nicht?“

Max spürte, wie seine Augen größer wurden. Er fixierte Till damit und ging ganz in dem auf, was er sagen wollte. „Bist du dir sicher, dass du dem Autor immer trauen kannst? Woher weißt du, dass du dich nicht irrst, wenn du ihm traust? Dass er dich nicht täuschen will? Was, wenn ein Autor sagt, dass die Figuren tatsächlich leben oder gelebt haben, während er sie sich in Wahrheit nur ausgedacht hat?“ Max spürte, wie sich eine gewisse Unruhe in ihm ausbreitete und begonnen hatte, in seinen Armen zu kribbeln. „Und was, wenn der Autor sagt, dass er sich die Figuren nur *ausgedacht* hat“, er räusperte sich, ein hartnäckiges Kratzen hatte sich in seine Kehle geschlichen, „aber das stimmt gar nicht und in Wirklichkeit haben die Figuren tatsächlich gelebt ... oder leben sogar noch!“

Es war offensichtlich, dass Till sich das so noch nie überlegt hatte. „Du meinst“, sagte Till langsam, „dass du Angst vor einem Buch hast, weil es sein könnte, dass der Autor *sagt*, er hat sich die Geschichte nur ausgedacht - aber in Wirklichkeit hat

sie tatsächlich stattgefunden - und findet noch immer statt.“

Max nickte. „Könnte doch sein, oder?“

Erst jetzt registrierte er, dass sich Lisa während der letzten Takte ihres Gesprächs abgewandt und ein wenig von ihnen entfernt hatte. Max sah, wie sie durch eine kleine Lücke in der Hecke in den hinteren Teil des Gartens schlenderte.

„Lisa?“ Er warf Till einen Blick zu, der ihr ebenfalls nachschaute.

„Geht's da weiter?“ Till deutete mit dem Daumen auf den Durchgang in der Hecke, durch den Lisa verschwunden war.

Max nickte.

„Wohin denn?“

Zum Gartenhaus meines Vaters, dachte Max. „Willst du mal sehen?“ Er legte den Kopf ein wenig auf die Seite.

Till grinste. „Ja?“

Als sie auf der anderen Seite der Hecke herauskamen, sah Max, dass Lisa bereits auf das Gartenhaus zuging, das sich knapp fünfzig Meter hinter der Hecke am Ende des Grundstücks befand.

„Willst du nicht mitgehen?“ Till nickte in ihre Richtung.

„Nee, keine Lust“, erwiderte Max schroff.

„Warum nicht?“ Tills Blick ruhte auf ihm.

„Andermal vielleicht“, murmelte Max unwirsch und beobachtete, wie Lisa an die Glastür des Gartenhauses klopfte, die auf eine kleine Terrasse hinausführte. Till und Max waren bei der Hecke stehen geblieben - das leise Scheppern der Glastür aber drang bis zu ihnen herüber.

Kurz darauf öffnete sich die Tür und ein

Reflex des Sonnenlichts huschte über den Rasen. In der Türöffnung war jedoch niemand zu sehen. Ohne sich noch einmal umzudrehen, betrat Lisa das Haus und die Tür fiel hinter ihr mit leisem Klirren wieder ins Schloss. Leicht zitternd spiegelte das Glas den dunkler werdenden Himmel des Nachmittags.

—
—

Max kannte das schon. Er saß direkt neben dem Spiegel der Frisiertoilette und sah seiner Mutter dabei zu, wie sie sich fürs Weggehen zurechtmachte. Er wusste, dass seine Mutter registrierte, wie er ihr dabei zuschaute - aber weder sie noch ihn störte das. Er wollte einfach nur noch ein bisschen in ihrer Nähe sein, bevor sie gemeinsam mit seinem Vater das Haus verließ. Immer wieder beugte sie sich dicht an den Spiegel heran, zog die Wimpern nach, strich sich mit einem winzigen Pinselchen über die Lippen, ohne ihre Farbe groß zu verändern, tupfte einen dezenten Lidschatten auf oder probierte verschiedene Ohrringe aus, indem sie sie an ihre Ohrläppchen hielt und den Kopf dabei nach rechts und nach links drehte, um den Effekt in der Reflexion des Spiegels zu überprüfen. Als letztes zerstäubte sie meist noch etwas Parfüm hinter den Ohren - aber so weit war es an diesem Abend offenbar noch nicht.

„Hast du das Stück vorbereitet?“ Seine Mutter hielt das Bürstchen mit der Wimperntusche auf halber Höhe in der Luft und sah ihn fragend an.

Max zuckte zusammen. Er hatte gehofft, dass das nicht mehr zur Sprache kommen würde. „Ich habe vorhin geübt ...“

„Und? Sitzt es?“ Sie tauchte das Bürstchen nachdenklich in die Farbkartusche.

„Geht so“, brachte Max hervor.

Vor gut einer Stunde hatte sich Till von ihnen verabschiedet. Till hatte darauf bestanden, nur rasch von Rebecca zur U-Bahn gefahren zu werden, und angedeutet, dass er ja in den kommenden Tagen nochmal vorbei kommen könnte.

„Dein Vater wollte sich das Stück heute noch anhören, bevor wir gehen.“ Max' Mutter kniff die Augen ein wenig zusammen und zog die kleine schwarze Bürste vorsichtig durch die Wimpern.

„Aber warum denn? Das kann doch bis morgen warten.“ Misstrauisch verfolgte Max, wie sie unbirrt weiter tuschte. „Oder hast du ihm wieder gesagt, dass er mehr auf meinen Klavierunterricht achten soll?“

„Nein, habe ich nicht, Max.“ Entschlossen schob Julia die Bürste zurück in die Kartusche und griff nach dem Parfüm. Jetzt war es also so weit. Sie hob das Glasgefäß an den Hals und drückte auf den Bestäuber. Der feine Duft umwirbelte ihre Schultern. Achtlos nahm sie das weiße Tuch ab, das sie zum Schutz vor dem Parfüm umgelegt hatte, und warf es zwischen die Schminktöpfe. Die beiden Träger des Schulterfreien Abendkleids, die unter dem Tuch zum Vorschein gekommen waren, strafften sich über ihrer Haut.

„Hast du meinen Anzug schon rausgelegt?“

Max hob den Blick und sein Bauch zog sich zusammen. Sein Vater war durch die Tür ins Schlafzimmer getreten.

„Er hängt am Schrank.“ Julia hatte ihren Kopf nur halb zu ihrem Mann umgedreht, ohne den Blick vom Spiegel zu wenden.

„Hallo Max.“

„Hallo Papa.“

Xaver Bentheim trat an den frei stehenden Kleiderschrank, hinter dessen Tür der Anzug auf einem Bügel hing. „Spielst du mir gleich noch das Stück vor, das du vorbereitet hast?“ Er warf den Anzug aufs Bett.

Max verfluchte sich, weil er sich in dem Schlafzimmer hatte erwischen lassen. Wäre er in seinem Zimmer geblieben, hätte es sein Vater bestimmt vergessen.

„Ich ...“ Er brach ab.

Bentheim sah ihn fragend an, knöpfte sich gleichzeitig das Hemd auf.

„Okay, ich geh schon ins Klavierzimmer.“ Max stand auf und huschte an seinem Vater vorbei aus dem Raum.

Er starrte auf die schwarz-weißen Tasten. Bemühte sich, die Panik, die ihn ergriffen hatte, nicht überhand nehmen zu lassen. Wieso hatte er sich am Nachmittag nicht mehr Mühe gegeben? Wieso hatte er seinem Vater nicht gesagt, dass er sich das Stück lieber morgen früh anhören sollte? Wie war es möglich, dass er alles falsch machte ...

Vorsichtig legte Max die Finger auf die Tasten, traute sich aber nicht, sie hinunterzudrücken. Ein Missklang würde ihn jetzt nur noch mehr entmutigen. Vielleicht hatte er ja Glück, versuchte er sich gut zuzureden, vielleicht war die Kunst des Spielens ja vorhin in ihn eingesickert, als er so lange vor dem Flügel gesessen hatte. Wenn sein Vater hereinkommen würde, würde er einfach anfangen zu spielen. Es musste doch nicht perfekt sein, er musste ihn nur

mit den ersten Tönen überraschen -

„Also, fang an“, tönte es hinter ihm und sein Vater trat - fertig angezogen, im schmalen gestreiften Anzug, einen dünnen Mantel überm Arm - ins Zimmer. „Nur ein paar Takte, Max, du kannst mir das morgen früh ja nochmal in Ruhe vorspielen.“

Er kam durch den Raum auf den Flügel zu und stellte sich so daneben, dass er Max ins Gesicht sehen konnte.

Max starrte auf die Tasten.

„Fängst du bitte an.“ Die Stimme seines Vaters war leise geworden.

„Ja“, flüsterte Max, „gleich ...“ Ein scharfes Kribbeln kroch seinen Haaransatz empor. Mit aller Kraft zwang er sich, die Fingerspitzen auf die Tasten zu drücken. Du brauchst keine Angst zu haben, beschwore er sich, er wird ganz begeistert sein, dich vom Klavierhocker reißen, durch den Raum wirbeln ...

Dabei drang der erste Ton, den er angeschlagen hatte, an sein Ohr. Max' Finger verkrampten sich, sein Herz schien explodieren zu wollen. Er krümmte sich nach vorn - hob gleichzeitig die Hände in die Höhe, um nur wenigstens keinen weiteren falschen Ton anzuschlagen.

Neben ihm stand wie ein Abgrund das Schweigen seines Vaters.

Hilflos sah Max auf.

Bentheim hatte den Kopf geneigt, den Blick auf seinen Sohn gerichtet. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen. Hager und bleich überragte es die weiße Hemdbrust, die unter dem Anzug hervorschauten.

„Ich kann nicht“, flüsterte Max - und

senkte den Blick.

Da trat sein Vater plötzlich hinter ihn und griff rechts und links an ihm vorbei in die Tasten. Nein, er griff nicht, er schien sich regelrecht auf die Tasten zu stürzen. Mit einem tiefen Aufschrei antwortete der Flügel, der sich unter dem Zugriff des Mannes förmlich aufzubäumen schien. Schon rasten die Finger von Max' Vater über die Tastatur, auf beiden Seiten von sich sah Max die hellhäutigen, von hochstehenden Adern durchzogenen Hände dem Instrument eine wahre Flut von Klängen entreißen. Das war nicht das Stück, das er hatte spielen sollen, aber es war auch nicht ganz etwas anderes, es war ein Brausen, ein Donner, in dem Max das Stück als eingebettetes Motiv wiedererkannte, ein Echo, das unendlich viel tiefer, gewaltiger, geheimnisvoller war und wie der Widerhall eines mächtigen Berges wirkte, der antwortete, nachdem man Minuten zuvor das im Vergleich geradezu klägliche, ursprüngliche Stück hineingerufen hatte. Gleichzeitig spürte Max den Kopf seines Vaters über sich, konnte ihn leise atmen hören, während Bentheim sich ganz auf den Flügel konzentrierte, mit dem Instrument geradezu zu tanzen schien und aus der bescheidenen Grundidee des Stücks ein Massiv von Tönen entwickelte, das in seiner ganzen Vielschichtigkeit, Originalität und Erhabenheit auf Max hinunterrauschte.

Schon glaubte Max, es nicht länger auszuhalten und aufzuspringen zu müssen - da riss der Strom der Töne plötzlich ab, sein Vater richtete sich hinter ihm auf und

seine Stimme, in der die Drohung wie ein feinstes Zittern einmoduliert war, schnitt Max ins Ohr. „Ich werde nicht dulden - dass du dich nicht bemühst.“

„Ich, Papa ... wirklich ...“, jetzt flossen Max die Tränen übers Gesicht, „ich habe mich bemüht, den ganzen Nachmittag“ - aber da packte sein Vater schon Maxens Kopf und drehte ihn so, dass Max ihm ins bleiche Antlitz starren musste.

„Ich werde nicht dulden, dass dich nichts interessiert, dass du nichts kannst, dass du nichts weißt.“ Die Stimme seines Vaters war klar, beinahe überklar, überdeutlich, überschön.

Max senkte den Kopf, wagte es aber nicht, den Blick abzuwenden. „Es tut mir leid“, stammelte er und ahnte verschwommen, wie jämmerlich er aussehen musste, während er um Nachsicht flehte.

Im gleichen Moment zog sich das Gesicht seines Vaters zusammen, Max sah, wie sich die Jämmerlichkeit seines eigenen Ausdrucks im Ekel des anderen spiegelte - dann flog etwas auf ihn zu, traf ihn in den Augen, auf der Nase, den Lippen. Bentheim stieß ihn zurück, Max stürzte mit den Armen auf die Tasten des Flügels - dumpf antworteten die Saiten des Instruments hinter der hölzernen Verkleidung. Den Kopf in den Armen verborgen hörte Max, wie sich die harten Straßenschuhsohlen seines Vaters über das Parkett entfernten. Aber er schaute nicht auf, denn sein Gesicht brannte vor Scham und war nass, weil sein Vater hineingespuckt hatte.

Heute

Es ist absolut still. Absolut dunkel.
 Butz' Handflächen pressen auf sein Gesicht. Er bekommt keine Luft.

Hmmm Hmmmmhmhmhhmm

Sein Leben fließt aus ihm heraus. Er hat noch eine Minute - vielleicht zwei?

Er kann nicht denken, er stürzt nur dem Loch entgegen, aus dem es keine Wiederkehr gibt.

Panik.

Der Druck auf der Brust.

Das Blut in seinem Hirn scheint zu kochen.

Verzweifelt schiebt er die Hände zusammen, drückte sie gegen sein Gesucht und presst sie zurück in den Sand - um sie einen Millimeter, einen Hauch weit von seinem Gesicht zu lösen, einen Spalt weit von seiner Nase, seinem Mund, seinen Augen zu heben -

Da!

Wie ein Industriesauger zieht Butz die Luft aus dem winzigen Spalt heraus, den er aufgepresst hat - schon heben sich seine Lider durch den Unterdruck, den er erzeugt

-

Hmmmmmpoooooooooo ...

WEITER WEITER -

Noch ein Stück, der Erfolg gibt ihm Kraft. Er nimmt seine Unterarme zu Hilfe, schiebt sie mit aller Gewalt nach oben - und erstarrt. Die verzweifelte Anstrengung

hat seine Schultermuskeln verkrampt, sie
glühen -

Hmmmmmpoooooooooooo ... Poooooooooooo

Hmmmmmpoooooooooooo ... Poooooooooooo

... Ihm schwindelt. Es ist zu wenig! Der Spalt ist zu klein! Seine Handflächen berühren noch immer die Nasenspitze - die Luft aber, die Butz wieder und wieder in seine Lungen pumpt, ist heiß schon, so oft hat er sie bereits ausgeatmet, heiß, stickig, giftig, nur Abfall noch, den sein Körper übrig lässt - und den er doch wieder und wieder in sich aufsaugen muss, wie ein Verhungernder, der ...

Seine Gedanken driften ab. Wie lange noch? Eine Minute? Eine halbe?

Er wird sterben in dem Sandloch ...

Hmmmmmpoooooooooooo ...

Da ergreift ein anderer Gedanke von ihm Besitz. Warum hat er sich heute früh nicht richtig von ihr verabschiedet? Er hatte überlegt, ob er noch einmal umkehren sollte, hat es jedoch nicht getan. WARUM?

Butz fühlt, wie seine Augen nass werden. Er hätte es ihr sagen müssen! Er hätte sie in den Arm nehmen müssen, sie an sich drücken, sie nicht mehr loslassen. Es hat es versaut!

Haben sie denn keinen Bagger, keinen verdammten Kran auf der Scheiß-Baustelle hier?! Können sie denn die Böschung nicht einfach wegreißen, den verdammten Sand von ihm runterschieben!

Der Bauleiter hat doch gesehen, wie er verschüttet worden ist!

Hmmmmmpoooooooooooo ...

Butz muss husten - würgen - Tröpfchen

verfangen sich in dem winzigen Spalt, aus dem heraus er atmet ...

Sie können ihn doch hier nicht verrecken lassen, das bisschen Sand -

Er spürt, wie jeder Muskel versteinert, wie der Schweiß seinen Rücken bedeckt - aber der Sand hält ihn fest, kriecht immer tiefer in seine Ohren, presst sich enger an seine Seiten, seine Schläfen, seine Kopfhaut.

Es ist seine Schuld, niemand sonst ist schuld daran - dass er es ihr nie gesagt hat ...

Dass er ihr nie gesagt hat, wie sehr er sie liebt.

Und jetzt ist es zu spät.

BERLIN GOTHIC 1

Dritter Teil

1

Rückblende: Vor zwölf Jahren

„Verändert? Wie verändert?“ Xaver Bentheim steuerte den Jaguar durch den abendlichen Verkehr Richtung Stadtmitte. Es regnete und durch die Windschutzscheibe hindurch sahen die Rücklichter der anderen Autos wie verschmierte Farbkleckse aus.

„Ich kann es gar nicht so genau sagen ...“ Julia verengte die Augen ein wenig und warf ihrem Mann vom Beifahrersitz einen Blick zu. „Ich -“ Sie unterbrach sich und setzte neu an. „Aber lass uns lieber ein andermal darüber sprechen.“

„Ernsthaft?“ Xaver wandte den Blick nicht von der Straße.

„Ich sag doch, Xaver, es hat keinen Sinn. Wir sprechen morgen in Ruhe darüber. Nicht im Auto.“

„Ich kann einen Moment halten ...“

„Lass uns lieber weiter fahren, Felix wartet sicher schon.“ Julia bemerkte, dass Xavers Augen eine Spur dunkler zu werden schienen. „Reg dich nicht auf, es ist nichts. Sicher habe ich mir das nur eingebildet.“

Xaver lächelte, fuhr aber weiter. „Was denn nun? Habe ich mich verändert oder nicht? Ich meine, das ist eine ernste Sache. Oder? Immerhin heiratet man einen bestimmten Menschen, weil man ihn liebt - so wie er ist, richtig? Wenn er sich nun verändert ... dann stellt sich natürlich die Frage, ob das, was man geliebt hat, nicht

verloren gegangen ist.“ Xaver warf ihr einen verschmitzten Blick zu. „Oder habe ich da was falsch verstanden?“ Seine Augen lachten.

„Ich liebe dich, Xaver.“ Julia hob die Hand und strich ihm eine Haarsträhne vorsichtig aus der Stirn. Wahrscheinlich hatte sie sich wirklich getäuscht. Verändert - er hatte sich verändert? Was sollte das schon heißen. Wahrscheinlich ... nein: sicher war es die Arbeit am neuen Buch. Das machte ihm zu schaffen. Er hatte ja auch mehrfach Andeutungen in der Richtung gemacht. Aber das wollte sie jetzt nicht ansprechen. Sie hatte schon recht gehabt, als sie gemeint hatte, dass sie besser ein andermal darüber reden sollten.

Ohne Vorwarnung klatschte sie ihm mit der Hand, mit der sie ihm eben übers Haar gestrichen hatte, gegen die Wange. „Na los, gib ein bisschen Gas, wir müssten längst da sein!“

Mehrere Limousinen warteten bereits vor dem Eingang des wuchtigen Baus der Firma von Quitzow, als Xaver mit dem Jaguar in die Seitenstraße zwischen Unter den Linden und Gendarmenmarkt einbog, in der sich das Gebäude befand. Xaver manövrierte den Wagen ans Ende der Schlange und hielt. Durch die hin und herpendelnden Scheibenwischer hindurch sah Julia, wie ein Mann mit einem gewaltigen, bordeauxroten Schirm an die nacheinander vorfahrenden Limousinen trat, die Tür aufriss, und die Gäste mit seinem Schirm vor dem Regen schützend zum Eingang begleitete. Dort standen Valets bereit, die

hinter das Steuer des mit laufendem Motor wartenden Wagens sprangen und zügig durchstarteten, um den nachfolgenden Limousinen Platz zu machen.

Es war das erste Mal, dass Julia mit Xaver zusammen zu von Quitzow fuhr, von dessen Abendeinladungen sie schon viel gehört hatte. Xaver war erst seit einem knappen Jahr bei Felix von Quitzow unter Vertrag und in dieser Zeit hatte sich für sie bisher noch keine Gelegenheit ergeben, die Firma zu besuchen. Dabei war Julia das Gebäude von außen durchaus vertraut. Oft schon war sie daran vorbei gelaufen und hatte sich gefragt, was sich wohl hinter den trutzigen Mauern und meterhohen Fenstern, die auch im Erdgeschoss weit über Straßenniveau lagen, verbergen würde. Xaver hatte ihr erzählt, dass ein Schinkel-Schüler den Bau vor gut hundert Jahren entworfen und als Hauptfiliale eines damals florierenden Berliner Bankhauses errichtet hatte. Nach dem Crash von 1929, dem auch das Bankhaus zum Opfer gefallen war, hatte das schwerfällige und doch beeindruckende Gebäude zur Nazi- und DDR-Zeit jahrzehntelang leer gestanden, bis Felix es vor einigen Jahren als baufällige Ruine erworben und mit einigem Aufwand wieder instand gesetzt hatte.

Jemand riss die Wagentür neben Julia auf. „Darf ich Sie zur Tür begleiten?“ Das großflächige Gesicht des Mannes mit dem Schirm blickte sie an.

Julia schlängelte ihren Mantel um sich, stieg aus dem Wagen und bückte sich unter den Schirm, während feiner Regenstaub ihr

Gesicht benetzte. Der Mann neben ihr berührte vorsichtig ihren Arm und führte sie um den Wagen herum. Erst jetzt bemerkte sie, dass auf dem Bürgersteig vor dem Eingang ein roter Teppich verlegt war, der vom Regen vollgesogen dunkel schimmerte. Dann hatte Julia die offene Eingangshalle des Gebäudes erreicht und goldenes Licht, das von zahlreichen altmodischen Glasleuchtern ausging, löste den dunkelblauen Schimmer der feuchten Nacht ab.

„Bist du nass geworden?“ Xaver schob seine Hand unter ihren Arm und ging neben ihr die Freitreppe empor, die von der Vorhalle aus nach oben führte.

Julia lächelte und schüttelte den Kopf. Nein, es war nichts. Jetzt war sie doch froh, es vorhin im Wagen einmal angesprochen zu haben: Dass sie sich Sorgen machte und in letzter Zeit das Gefühl bekommen hatte, Xaver könnte sich vielleicht ... ja: ein wenig verändert haben.

Linker Hand öffnete sich auf dem Treppenabsatz im ersten Stock eine wohl vier Meter hohe, zweiflügelige Eichenholztür. Dahinter erstreckte sich ein Saal, der größer zu sein schien als ein Kirchenschiff. Unter der tiefroten Decke brodelte ein Stimmengewirr von gut hundert Gästen, die in den unterschiedlichsten Gruppierungen zusammenstanden. Fast benommen von der Lebendigkeit und Pracht des Eindrucks betrat Julia an Xavers Seite den Saal.

Eine junge Frau kam auf sie zu, um ihr den Mantel abzunehmen. Kaum hatte sie das Kleidungsstück abgelegt, hörte Julia Xaver schon hinter sich rufen.

„Komm!“ Er machte ihr ein Zeichen, wirkte aufgereggt und wie ungeduldig, sich endlich in das Gewühl zu stürzen. „Dahinten ist Felix, ich will ihn gleich begrüßen!“

Julia nickte. Gemeinsam schlängelten sie sich durch die anderen Gäste hindurch.

Felix von Quitzow war klein, etwa so groß wie Julia, ein paar Jahre älter als Xaver, vielleicht Ende vierzig, und in einen maßgeschneiderten, außerordentlich eleganten Anzug gekleidet. Sein Gesicht war fein geschnitten, die Haare trug er kurz und als er Julia ansah, hatte sie das Gefühl, seine hellen, beinahe übergroßen Augen würden sie förmlich abtasten.

„Xaver! Julia!“ Freudestrahlend kam er auf sie zu, den Gästen, die er dabei vorsichtig beiseite drücken musste,

freundlich zulächelnd und auch noch ein, zwei Hände schüttelnd, bevor er sie erreicht hatte.

Er ergriff Julias Hand, zog sie sanft zu sich und berührte ihre Wange mit der seinen. Ein oder zwei Küsse, dachte Julia noch - da hatte er sie schon losgelassen und sich an Xaver gewendet. „Das ist so schön, dass ihr kommen könnt.“ Er sah zu Julia. „Sie waren noch nie bei uns, richtig?“

Julia lächelte. „Das Haus ist großartig.“

„Warten Sie, bis ich Ihnen meine Wohnung gezeigt habe.“ Felix' Augen blitzten und er deutete mit dem Zeigefinger an die Decke. „Oben, unterm Dach. Ein befreundeter Architekt, Manteuffel, kennen Sie ihn? Er hat den Ausbau für mich entworfen.“ Er blickte wieder zu Xaver. „Du warst mal bei mir, oder?“

Julia schaute ebenfalls zu ihrem Mann. Ihr fiel auf, wie freudig erregt Xaver noch immer wirkte. „War ich, mein Lieber, war ich“, sagte er, dann fing er Julias Blick auf, und es kam ihr so vor, als würde das selbstvergessene Lächeln, das eben noch in seinem Gesicht gespielt hatte, von einem leisen Anflug von Achtsamkeit beiseite geweht. Aber da berührte Felix sie schon am Arm.

„Maja Oetting - Julia Bentheim“, hörte sie ihn sagen und als sie wieder zu Felix blickte, war eine schlanke junge Frau an seine Seite getreten, die Julia freundlich anschaute.

„Maja hilft mir seit Anfang des Jahres im Büro“, erläuterte Felix, während Julia und

die junge Frau einander begrüßten, „ich wüsste fast nicht mehr, wie ich noch ohne sie zurechtkommen sollte.“

„Wie schön Sie einmal kennenzulernen.“ Maja strahlte Julia an. „Schreiben Sie denn auch - wie ihr Mann?“ Der Ausdruck einer ebenso reinen wie verführerischen Unschuld war in Majas Gesicht so stark, dass es Julia fast ein wenig verwirrte.

„Nein“, Julia blickte zu Xaver, „und manchmal bin ich ganz froh darüber, wenn ich sehe, was mein Mann zum Teil für Phasen durchmacht.“ Warum begrüßt er Maja nicht, ging es ihr durch den Kopf, hat er sie heute schon gesehen? Gleichzeitig bemerkte sie, dass Felix sich umgewandt hatte und Xaver jemanden zeigte, der hinter ihnen stand, so dass sich auch Xaver jetzt umdrehen musste.

„Ja?“ Majas Augen glänzten. „Wenn man die Sachen Ihres Mannes liest, hat man den Eindruck, ihm fliegt das alles einfach so zu. Als müsste er sich nur an den Schreibtisch setzen und schon würden sich die Sätze wie von selbst zusammenfinden.“

„Das müssen Sie ihm mal sagen, es wird ihn freuen.“

„Felix war wirklich begeistert, als es ihm gelungen ist, Xaver für uns zu gewinnen“, erzählte Maja fröhlich. „Xaver Bentheim - das ist die Zukunft, hat er immer wieder gesagt.“

Während sie sprach, fiel Julia auf, dass Felix Xaver inzwischen ein paar Schritte von ihnen fortgeführt hatte. Dabei redete Felix in der ihm eigenen Art unaufhörlich und mit kleinen bestimmten Gesten das

Gesagte unterstreichend auf Xaver ein, der sich zu Felix heruntergebeugt hatte und ihm aufmerksam ins Gesicht sah.

„Haben Sie vorher bei einem anderen Verlag gearbeitet?“ Julia schaute wieder zurück zu Maja.

Deren Lider senkten sich einen Millimeter über ihre samtfarbenen Pupillen herab. „Ich habe studiert“, sagte sie, „Felix ist ein Freund meines Vaters.“

Sie ist keine fünfundzwanzig Jahre alt, dachte Julia. „Und jetzt helfen Sie ihm im Büro - herzlichen Glückwunsch.“

„Felix übertreibt.“ Majas Lippen teilten sich ein wenig, sodass die makellosen weißen Zähne darunter zum Vorschein kamen. „Ich bin so etwas wie seine Assistentin, aber ich habe keine feste Anstellung. Er gibt mir verschiedene Dinge zu tun und ich lerne erst einmal, wie das Unternehmen funktioniert.“

Und Sie schlafen mit ihm - hörte sich Julia denken. Im selben Moment sah sie, wie eine weitere junge Frau an Maja herantrat und sie an der Schulter berührte.

Maja drehte sich um - ihr Gesicht leuchtete auf. „Hallo!“ Sie beugte sich nach vorn, die beiden Frauen küssten sich flüchtig auf die Wangen. Die neu Hinzugekommene war etwas größer als Maja, langes schwarzes Haar fiel ihr offen auf die Schultern und über ihr dünnes Kleid hatte sie eine viel zu kurze Jacke geworfen. Als die Schwarzhaarige Julia mit einem Blick streifte, kam es Julia so vor, als würde sie ihr absichtlich nicht genau in die Augen sehen, sondern den Blick ein

paar Millimeter darunter auf Julias Wange gerichtet haben.

„Ich wollte nur kurz ‚Hallo‘ sagen, hast du Henning gesehen?“ Die Schwarzhaarige hatte sich wieder zu Maja gewandt.

„Er war vorhin da, er hat nach dir gefragt.“ Maja deutete an Julia vorbei ans Ende des Raumes, wo eine breite Tür in einen weiteren Saal führte. „Er ist wahrscheinlich im Kartensaal hinten.“

Die junge Frau nickte, warf Julia einen Blick zu - sie wieder nicht richtig anschauend - und bewegte sich anmutig an ihnen vorbei in die Richtung, die Maja ihr gewiesen hatte. In dem Augenblick aber, in dem sie Julia streifte und Julia ihr Parfüm roch, war er plötzlich da - der Gedanke, dass es *das* war, was Xaver langsam veränderte: Die Gesellschaft mit der sich Felix umgab - die Frauen, die bei ihm aus- und eingingen.

3

Es war ein Geflecht von nackten Leibern, Blicken und Gesten. Eine Szene aus der Antike, die der Maler mit hunderten von Gestalten über die gesamten wohl zweihundert Quadratmeter der Decke hinweg entwickelt hatte. Zu gerne hätte Julia gewusst, welche Geschichte das Deckenfresco darstellte, während sie staunend nach oben blickte - doch es gelang ihr nicht, die Bild-Erzählung zu entziffern.

Sie senkte den Blick. Fast hatte sie den Eindruck, sich bei ihrem Gang durch das Gebäude in einem römischen Barock-Palazzo verirrt zu haben. Sie hatte Felix und Xaver schon vor fast einer Stunde aus den Augen verloren und begonnen, sich ein wenig in dem Haus umzusehen. Über den Kartensaal war sie in einen Gang gelangt, in dem sich fast nur noch das Catering-Personal getummelt hatte - und von dort aus in diese Halle mit dem Deckenfresco.

„Entschuldigen Sie ...“ Julia kniff die Augen etwas zusammen, um sie schneller an das Dämmerlicht der Strahler zu gewöhnen, die gegen die Decke gerichtet waren. In der Tiefe des Raumes hatten sich fünf oder sechs Personen auf mehreren Sofas und Sesseln um einen niedrigen Tisch herum versammelt.

„... ich suche Herrn von Quitzow?“ Julia machte einen Schritt auf die kleine Gruppe zu und ihr fiel auf, dass keiner von ihnen sprach. Erst jetzt sah sie, dass eine Frau den Kopf in den Schoß eines jungen Mannes

gebettet hatte, der selbst weit zurück in die Kissen gesunken war. Ein Hund lag vor dem Tisch auf der Seite und sah Julia an - von den Gästen jedoch reagierte keiner auf ihre Bemerkung. Leise erfüllte das Atmen der Personen den Raum.

„Und meinen Mann, Xaver Bentheim - haben Sie ihn vielleicht gesehen?“, versuchte es Julia noch einmal. Die Pupillen der Frau hefteten sich auf Julias Gesicht und verfolgten jede ihrer Bewegungen. Schon wollte Julia sie direkt ansprechen, da sanken die Lider der Frau langsam über die Augäpfel herab, blieben auf halber Höhe stehen, rutschten dann Millimeter für Millimeter wieder nach oben - legten die Augen jedoch nicht ganz frei.

Julias Blick huschte zu den anderen Gästen. Ein glatzköpfiger, älterer Mann, das Hemd weit aufgeknöpft, ein Goldkettchen darunter schimmernd, hatte das Kinn auf die Brust sinken lassen, aus seinem Mundwinkel tropfte ein feiner Speichelstrahl heraus. Neben ihm lag bäuchlings ein vielleicht zwanzigjähriger Junge auf einem Sessel, die Hosen tief auf die Hüften gezogen, sodass seine Boxershorts darunter hervorschauten und darunter noch ein verschlungenes Tattoo. Als Julias Blick jedoch das Gesicht des Jungen traf, zuckte sie regelrecht zusammen, so hart gezeichnet war es, mit Furchen, die sich wie mit dem Messer geschnitten an seinen Mundwinkeln vorbeizogen.

„Sie müssen Drogen genommen haben, sie waren vollkommen weggetreten! Sie haben

mich kaum wahrgenommen, aber sie haben auch nicht geschlafen. Sie waren in irgendeinem künstlichen Wachtraum gefangen, wie entrückt, in seltsame giftige Phantasiewelten entführt - in einem Zimmer mit einem gewaltigen Deckenfresco, hast du das nicht gesehen?" Die Worte sprudelten nur so aus Julia hervor.

Xaver kniff die Augen zusammen und lächelte ein wenig verwirrt. „Was ... ich verstehe nicht ... wo warst du?“

Julia hatte ihn endlich gefunden. Fluchtartig hatte sie den Saal mit dem Deckengemälde verlassen und war durch das Gebäude geirrt. Erst als sie eine Kellnerin vom Catering-Service nach Felix gefragt hatte, hatten sie sie hierher geführt, auf einen Dachgarten, der im obersten Stockwerk des Hauses über einen Raum mit einem Indoor-Pool zu erreichen war.

„Julia!“ Mit ausgestreckten Armen war Xaver auf sie zugeschritten, als sie die Dachterrasse betreten hatte. „Schön, dass du zu uns kommst.“ Er nahm ihren Arm, führte sie jedoch nicht zu der Gruppe, mit der er zusammengestanden hatte, sondern an das Geländer der Dachterrasse, von dem aus man einen herrlichen Blick über die Stadt hatte. „Die Aussicht ist großartig, oder?“

Julia nickte und warf einen Blick zu Felix, der sich ebenfalls auf der Terrasse befand, jedoch bei der Gruppe stehen geblieben war, mit der auch Xaver zusammengestanden hatte. Als Felix' Blick sie gestreifte, hatte Julia unwillkürlich den Eindruck, er wäre ein wenig ungehalten, dass sie sie hier oben aufgestöbert hatte,

wollte das jedoch hinter einem Lächeln verbergen.

„Du musst mir den Saal mit dem Fresko nachher gleich mal zeigen.“ Xaver schaute auf das leere Glas in Julias Hand. „Aber du hast ja gar nichts mehr zu trinken - soll ich dir was holen?“ Es kam ihr so vor, als würde er sich bemühen, seine Stimme besonders sanft klingen zu lassen.

„Na, was ist?“ Sie lächelte ihn an. „Suchst du einen Vorwand, um mich gleich wieder allein lassen zu können?“

„Unsinn!“ Er lachte. „Hast du dich gut unterhalten?“

Julia liebte es, wenn Xaver lachte - und doch verstärkte sich ihre Verunsicherung. Eben noch hatte er sich bestens gelaunt mit den anderen unterhalten, ein jeder mit einem Glas in der Hand, die Arme der Männer verschränkt, die Frauen jung, gut frisiert, die Schultern frei - da war sie aufgetaucht und Xaver auf sie zugekommen mit einem Gesicht als würde er noch nach dem Ausdruck suchen, der jetzt am passendsten wäre.

Sie warf einen Blick zu den beiden Frauen, bei denen Felix stehen geblieben war. Sie kamen ihr vor wie Wildkatzen, die sie mit hochgezogenen Augenbrauen musterten, als würden sie sich fragen, ob Julia überhaupt das Recht hatte, hier zu sein.

„Maja hat sich um mich gekümmert und mir eine ihrer Freundinnen vorgestellt.“ Julia schaute wieder zu Xaver. „Was habt ihr hier draußen eigentlich gerade gemacht, als ich gekommen bin?“

Xaver blickte ruhig über die Stadt und

nipppte an seinem Drink. „Wie meinst du, was haben wir gemacht? Wir haben uns unterhalten.“

„Und worüber?“

Xaver schmunzelte. „Über ... ich weiß es garnicht mehr ... doch, warte, von Gellert hat gesagt, dass er sich nicht sicher ist, welches Projekt er als nächstes in Angriff nehmen soll.“

„Vager kannst du dich wohl nicht ausdrücken, was?“

Jetzt runzelte Xaver doch die Stirn. „Hast du was? Wollen wir gehen?“ Er beugte sich ein wenig zu ihr vor. „Hast du dich über Maja geärgert?“

Maja. Mit welcher Selbstverständlichkeit er ihren Namen aussprach. Im gleichen Moment spürte Julia, wie sich seine Hand auf ihren Arm legte. Sie atmete aus.

„Geht's dir gut?“ Zärtlich sah Xaver sie an. Aber es kam Julia so vor, als wollte er nur mit jedem Schritt, den er auf sie zumachte, ein weitere Schicht über das breiten, was er eigentlich dachte ...

Da sah sie, wie sich sein Gesicht ihrem näherte, schon füllte es ihr ganzes Blickfeld aus - dann berührten sie trocken, kühl, weich und auch ein wenig hart zugleich seine Lippen. Er küsste sie vorsichtig auf den Mund.

Julia schloss die Augen. Was hatte sie sich nur gedacht? Alles war gut. Er liebte sie, sie hatten doch gerade erst im Auto wieder darüber gesprochen. Sie waren zu zweit, eine uneinnehmbare Festung. Im gleichen Moment fühlte sie jedoch etwas tropfen, einen feuchten, klebrigen Sud auf

ihre Oberlippe rinnen, zwischen die Lippen von ihr und Xaver sickern. Mit einer abrupten, entsetzten, irritierten Bewegung zog sie den Kopf zurück, öffnete die Augen, sah Xaver vor sich, der sich erschrocken an den Mund fasste, die Hand fleckig, die Lippe blutig. Schon griff er in die Westentasche seines Jacketts, holte ein Taschentuch daraus hervor und hielt es sich unter die Nase, wo sich innerhalb von Sekunden ein dunkelroter Klecks bildete.

„Xaver?“ Bestürzt berührte Julia seinen Arm.

Doch Xaver wich zurück und wandte sich ab, aber nicht - wie ihr schien - um sein Gesicht vor ihr zu verbergen, sondern um zu überprüfen, ob den anderen etwas aufgefallen war.

Julias Blick traf den von Felix, der jetzt einen Schritt von seiner Gruppe zurückgetreten war und aufmerksam zu ihnen herüber schaute.

„Bentheim?“ Felix' Stimme drang klar, scharf und laut zu ihnen herüber. „Alles in Ordnung?“

„Lass uns gehen“, flüsterte Julia Xaver zu, der Schreck war ihr tief in den Leib gefahren.

Aber es war zu spät. Sie sah, dass Felix auf sie zukam.

„Alles gut hier.“ Xaver wandte sich wieder zu Julia, mit dem Taschentuch das Blut von der Nase abwischend, und seine ganze Haltung drückte aus, mit welcher Gewalt er sich dazu zwingen musste, sich nichts anmerken zu lassen.

„Das freut mich.“ Felix neigte den Kopf

ein wenig zur Seite und lächelte Julia an, während er sich zu ihnen gesellte. „Ihr Mann ist so sensibel, Julia, manchmal habe ich fast schon Angst um ihn.“

Warum können wir nicht endlich gehen, sprach es aus Julias Blick, als sie zu Xaver schaute. Aber er schien sie gar nicht mehr wahrzunehmen.

„Meine Sensibilität, wie Sie sagen, ist doch genau das, was Sie von mir wollen, Felix“, hörte sie Xaver mit seltsam spröder Stimme in Felix' Richtung schnarren.

„Ja, aber doch nicht soooo.“ Felix schüttelte den Kopf. „Doch nicht um den Preis Ihrer Gesundheit, mein Freund.“

„Wieso Gesundheit?“ Julia sah verwirrt zu Xaver. „Ich verstehe nicht ...“

„Er übertreibt“, Felix johlte fast, „er kennt keine Grenzen - wussten Sie das nicht?“

Julia sah, wie Xavers Gesicht müde, fast gealtert wirkte - regelrecht in sich zusammenfiel. „Es ... es ist nichts“, er stotterte beinahe, „es geht mir doch gut.“

„Na dann ...“ Und damit lief, ja tänzelte Felix wieder zurück zu den anderen Gästen, von dem Eindruck, den er sich von Bentheim verschafft hatte, offensichtlich mehr als zufrieden gestellt.

Im gleichen Moment brach es erneut aus Xavers Nase hervor und zwar mit solcher Wucht, dass das Blut seine Hemdbrust fast überschwemmte.

Er taumelte - entsetzt griff Julia nach seinem Arm. Ihr Blick sprang in Xavers Augen und sie bemerkte, dass dorthinein etwas geschossen war, das sie noch nie

zuvor darin gesehen hatte: Etwas Tierisches, Verletztes, Versehrtes.

„Wir“, stieß er hervor, die Stimme tonlos, brüchig, „... wir können jetzt noch nicht gehen, Julia, er hat mich doch in der Hand.“

Und bevor sie ihn auffangen konnte, brach er auf den Steinplatten der Terrasse zusammen.

Heute

Entfernt klappert ein Esswagen ... das Quietschen von Gesundheitsschuhen ... vereinzelte Vogelstimmen.

Butz hält die Augen geschlossen. Sein Kopf liegt auf einem großen, weichen Kissen. Er spürt, wie seine Handflächen auf einem sauberen Bettbezug ruhen ...

Im gleichen Moment fährt er hoch. Ringt nach Luft - fühlt, wie sie kommt - pumpt sich gewaltsam die Lungen voll. Sein Brustkorb hebt sich bis fast unters Kinn - seine Arme spreizen sich vom Körper ab - sein Kopf steigt nach oben ...

Er badet geradezu in dem Sauerstoff, den er in sich hineinsaugt. Er erlebt, wie die Luft durch seine Adern rinnt, ihn belebt, erfrischt, durchdringt - lacht - spitzt die Lippen, um die Luft auch beim Ausatmen noch zu spüren ...

und sinkt zurück auf das Kissen. Die Augen offen jetzt.

Über ihm schimmert hinter Metalllamellen eine Neonlampe an der Decke.

Das Klappern eines Esswagens ... entfernte Stimmen ... quietschende Gesundheitsschuhe ...

Er dreht den Kopf zur Seite. Neben seinem Bett steht ein Nachttisch, darauf ein Plastikbecherchen, eine Wasserkaraffe. Sein Blick wandert durch das Fenster, das sich hinter dem Nachttisch öffnet und bis auf den Boden herunter reicht. Ein Baum ist durch die Scheibe hindurch zu sehen, die

Äste in vollem Grün.

Sie haben ihn rausgeholt. Der Sand war in seinen Mund gerutscht, hatte sich unter seiner Lider geschoben. Er hatte die Erschütterungen gespürt, als das schwere Gerät die Erdmassen beiseite geschleudert hatte. Gebetet. Gefürchtet, die Schaufel des Baggers könnte ihm den Schädel zertrümmern. Er hatte gefühlt, wie die Luft durch die letzten Sandschichten hindurch plötzlich zu ihm gedrungen war, seinen Arm ausgestreckt und den Sand durchbrochen, die Rufe der Männer gehört und erlebt, wie sie ihn herauszerrten ...

Er hört, wie es hinter ihm klickt. Aber er ist zu schwach, um sich umzudrehen.

Absätze klackern - dann taucht sie in seinem Blickfeld auf. Sein Gesicht spannt sich, er sieht sie an sein Bett treten. Vorsichtig, katzenhaft, die Hand nach seinem Arm ausstreckend. Sein Blick wandert über ihr Gesicht.

Wie schön sie ist.

„Claire“, seine Stimme klingt wie eine rasselnde Blechbüchse.

„Ja.“

Er will sich aufrichten, aber sie drückt ihn sanft zurück auf die Matratze.

„Claire“, er bekommt seine Stimme nicht unter Kontrolle und spürt, wie ihr brüchiger Klang sein ganzes Wesen anzustecken scheint. „Claire, ich ...“ Butz legt den Kopf zurück aufs Kissen, sieht von unten zu ihr herauf, empfindet ihre Erscheinung als so reizvoll, dass es ihn geradezu schmerzt - und hört sich endlich die Worte finden, nach denen er gesucht

hat. „Ich liebe dich, Claire“, flüstert er. Vielleicht klingt es banal - aber es ist so. Er weiß nicht, wie er es sonst sagen soll.

Ihre Augen ruhen in seinem Blick.

„Willst du mich heiraten?“ Er kann selbst nicht glauben, dass er das wirklich gesagt hat. Aber er ist dem Tod zu nahe gewesen, als dass er sich gegen den Impuls, es auszusprechen, noch hätte wehren wollen.

Doch sie zögert.

Und Butz wendet den Blick ab.

Niemand sagt etwas, doch in seinem Inneren tobt es. Er ist fast Ende Fünfzig und hat noch nie eine Frau gefragt, ob sie ihn heiraten will. Hier im Krankenhaus? Was für ein Esel! Wie konnte er sich derartig von seiner eigenen Schwäche in die Irre führen lassen!

Butz spürt, wie Claire sich zu ihm auf die Matratze setzt.

„Ich denk drüber nach, ja?“, hört er sie neben sich sagen.

Butz nickt, ohne zu ihr zu sehen.

Natürlich. Es eilt ja nicht.

Aber er weiß, dass er einen Fehler gemacht hat.

„Es gab etwas an dieser Leiche, das ...“, Butz atmet aus, sucht nach Worten, „... das mich an einen anderen Fall erinnert hat.“

Claire hat ihm seine Frage nicht beantwortet. Ob sie ihn heiraten will. Jetzt steht es zwischen ihnen und jeder Augenblick, der verstreicht, ohne dass sie ihm antwortet, ist im Grunde genommen unerträglich. Soll er versuchen, sie noch zu überzeugen? Soll er sich schon daran gewöhnen, dass sie ihn ablehnen wird? Hat sie ihm ihre Antwort nicht schon gegeben, in dem sie nicht „ja“ gesagt hat? Butz weiß, dass Claire es auch so empfindet, als eine Qual, die sie ihm zufügt, dass sie das belastet, dass er sie belastet ...

Gewaltsam schiebt er die nagenden Gedanken beiseite. „Man hat ihr die Bohrmaschine in den Magen gerammt, Claire.“ Er versucht, sich auf den Fall zu konzentrieren. „Das ... es ist nicht ... wie soll ich sagen - es weicht ab von der Norm. Also von der Norm des Verbrechens, verstehst du? Das hat mit Enthemmtheit zu tun, mit Rücksichtslosigkeit, auch mit Sinnlosigkeit ...“ Sein Blick wandert aus dem Fenster. „Es ist noch gar nicht so lange her, drei, vier Wochen vielleicht. Eine Leiche auf einem Parkplatz, ein Kollege war mit dem Fall betraut. Er hat mir die Fotos gezeigt ...“

Er hört, wie Claire Luft holt, ahnt, dass sie überlegt, ob sie sich das wirklich anhören will. Anscheinend will sie ihn

jedoch auch nicht unterbrechen - vielleicht um zu vermeiden, dass sich das Gespräch dann wieder dem anderen Thema zuwendet.

„Als ich die Frau in der Baugrube gesehen habe - gesehen habe, was man mit ihr gemacht hat ...“ Butz' Hände schließen sich auf der Bettdecke zu Fäusten. „Ich will dir die Einzelheiten ersparen, aber ... weißt du, ich musste sofort an die Frau vom Parkplatz denken. Dass beide Frauen vielleicht etwas ganz Ähnliches erlebt haben. Dass er sich bei der Frau in der Baugrube auf den Bauch gestürzt hat ...“ - sein Blick trifft den von Claire, die ganz blass geworden ist - „... und bei der auf dem Parkplatz aufs Gesicht.“

„Ja, okay.“ Claire wirkt angespannt.

„Ja.“

Butz hängt seinen Gedanken nach. Als sein Kollege ihm die Fotos vom Parkplatz gezeigt hat, ist es das erste Mal gewesen, dass er den Folgen eines solchen Ausbruchs von ... von Wahnsinn - er weiß garnicht, wie er es anders nennen soll - begegnet ist. Es hat geradezu in seinen Ohren gesungen. Und er ist froh gewesen, als der Kollege die Fotos wieder an sich genommen hat.

„Was denkst du? Ein ... ein Geistesgestörter, der Berlin unsicher macht?“ Claire sieht ihn an.

Ja ... ja, das könnte natürlich sein

„Ich weiß es nicht. Als ich die Fotos von der Leiche auf dem Parkplatz gesehen habe, habe ich sofort gedacht, dass das kein normaler Fall ist. Ich habe im Präsidium darauf gedrängt, der Sache verstärkt Aufmerksamkeit zu widmen. Aber ...“ Er

vergräbt sein Gesicht in den Händen. „Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte, es waren ... tausend Sachen, ich ... ich habe es dann selbst wieder ... aus welchem Grund auch immer ... für nicht mehr ganz so dringend, ganz so außergewöhnlich ...“ Er bemerkt, wie sie zusammenfährt, und löst die Hände von seinem Gesicht.

„Claire?“

Jetzt hört auch er es. Das Purren eines Handys, das auf stumm geschaltet ist. Claire greift in die Tasche ihrer Jeans, zieht ihr Handy daraus hervor, wirft einen Blick aufs Display.

Butz sieht, wie sich ein Ausdruck von Irritation über ihr Gesicht schiebt. „Eine SMS?“

„Hm.“ Sie steht auf und tritt ans Fenster, das Gesicht von ihm abgewendet.

Butz atmet aus. Fühlt er sich nicht schon viel besser? Im Grunde genommen hat er doch nichts, keine Verletzung, keinen Bruch ...

Er schlägt die Decke zurück und schwingt die Beine von der Matratze. Kurz wird ihm schwindlig, dann sitzt er auf der Bettkante. Claire hat noch immer den Blick aufs Display ihres Telefons gerichtet.

„Ich denke, ich werde mal versuchen, mit einem Arzt zu sprechen.“

Claire schaut zu ihm, das Gesicht angespannt.

„Was ist?“ Butz lächelt.

„Tut dir was weh?“

„Wegen dem Arzt?“

„Ja?“

„Mir geht es bestens, ich ... ich kann hier nicht ewig liegen bleiben.“

„Du willst aufstehen?“

Irgendetwas an ihrer Stimme wirkt gehetzt auf ihn.

„Es ist ja nichts passiert. Ich fühle mich gesund ...“

Sie tritt an ihn heran. „Ich glaube, das ist keine gute Idee, Konstantin.“

Er lacht. „Ich liebe es, wenn du dir Sorgen um mich machst.“ Liebe - da ist dieses Wort wieder ...

Er gibt sich einen Ruck und steht vom Bett auf. „Was war denn das für eine SMS, Claire?“ Oder verhält sie sich so merkwürdig, weil er aufstehen will? „Sorry!“, beeilt er sich hinzuzufügen, „geht mich nichts an, ich weiß.“ Er lächelt. „Ich bin vielleicht doch noch nicht ganz so gut beisammen, wie ich es gern hätte.“

Sie nickt. „Sie werden dich unterschreiben lassen, dass sie dich nur auf eigene Verantwortung entlassen.“

„Macht ja nichts.“ Butz tappt, noch etwas unsicher auf den Beinen, zu dem Schrank, in dem er seine Sachen vermutet. „Hauptsache, ich komm hier endlich raus!“

„Er ist krank.“

Der Mann, der hinter dem Metalltisch im Baucontainer sitzt, lässt Butz nicht aus den Augen.

„Aber gestern war er doch hier, ich habe lange mit ihm geredet ...“

„Wollen Sie meine Auskunft in Zweifel ziehen, Kommissar? Entschuldigen Sie, aber ... ich sagen Ihnen: Der Bauleiter ist krank, er hat heute früh angerufen. Was soll ich machen?“

Sie tragen beide die gelben Sicherheitshelme, die auf der Baustelle Pflicht sind, nur bei der gestrigen Hektik hat niemand darauf geachtet.

Butz berührt mit der Fingerspitze den harten, kurzen Schirm des Helms, um ihn ein wenig in den Nacken zu schieben, und wirft dem Bauingenieur, der die Arbeiten heute überwacht, einen Blick zu. „Gut. Krank. Kein Problem.“ Butz lächelt. „Es geht mir ja nicht um den Bauleiter.“ Er spürt, wie ihm der Unfall noch in den Knochen steckt, aber er will sich davon nicht ablenken lassen. „Wichtig ist für mich der Stollen, den ich gestern untersucht habe.“

Der Mann hinter dem Metalltisch hat die Hände flach auf die Platte vor sich gelegt und sieht ihn ruhig an.

„Wir müssen diesen Gang untersuchen“, insistiert Butz, aber der Mann vor ihm schüttelt bereits mit dem Kopf.

„Haben Sie sich die Stelle heute schon angesehen“, fragt er, „an der meine Leute

Sie gestern rausgeholt haben?"

„Noch nicht ...“, setzt Butz an, wird aber vom anderen unterbrochen.

„Entschuldigen Sie, Kommissar, aber das ist nichts, worüber wir noch diskutieren können. Ich bin froh, dass gestern Nacht nicht noch mehr Schaden angerichtet worden ist. An den Stollen kommen Sie jetzt aber nicht mehr ran.“

„Wieso?“

„Das gesamte Gelände ist abgesackt. Was verlangen Sie denn von uns? Dass wir die Arbeiten drei Tage ruhen lassen und die ganze Böschung aufreißen?“

Hmmmmmpoooooooooo - für einen Augenblick kommt es Butz so vor, als bekommt er keine Luft.

„Außerdem mussten wir dort bereits gießen.“

„Was gießen?“ Butz zwingt sich, ruhig zu atmen, spürt, wie ihm der Schweiß auf die Stirn tritt.

„Beton.“ Der Mann streicht sich eine Augenbraue glatt. „Es regnet in einem fort, das Terrain ist komplett aufgeweicht. Durch das Abtragen der Böschung - um Sie da rauszuholen - ist der ganze Abhang instabil geworden. Wissen Sie, was es bedeutet, wenn die Böschung - das sind acht, zehn Meter? - wenn die auf das Fundament, das bereits gelegt worden ist, herunterrutscht?“

Seine blauen Augen sehen Butz ruhig an. „Wir mussten den Rand der Bodenwanne so schnell wie möglich weiter hochziehen, um größere Komplikationen zu vermeiden. Und das haben wir auch getan.“

Der Boden vibriert, als der Radlader mit Höchstgeschwindigkeit die Sandpiste an ihm vorbei in die Baugrube brettert. Butz sieht das Gesicht des Fahrers hinter der Plastikscheibe an sich vorbeiwischen. Der Mann beachtet ihn gar nicht.

Butz setzt seinen Weg fort. Als er das Ende der Piste und die Bodenwanne erreicht, sieht er es. Dort, wo gestern Nacht noch die Böschung hinter dem Rand der Wanne zu sehen war, erhebt sich inzwischen eine Verschalung gut fünf Meter weit vom Fundament aus in die Höhe.

„Aber das Nachbargrundstück ist bebaut.“ Er hört sich noch auf den Bauingenieur einreden. „Von dort aus kommen wir an den Stollen auch nicht mehr heran.“

„Kommen Sie mit einem Beschluss wieder, dass die Wand der Bodenwanne nochmal eingerissen werden muss, Herr Butz. Dann machen wir das. Bis dahin“, und mit diesen Worten hat der Bauingenieur ihn zur Tür des Containers geführt, „werden Sie Verständnis dafür haben, dass ich die Arbeiten vorantreiben muss - und nicht einreißen kann, was wir mit einem erheblichen Mehraufwand gerade so schnell wie möglich hochgezogen haben!“

Butz beobachtet, wie die Arbeiter einen Schlauch dirigieren, aus dem manndick Zement in die frische Verschalung schießt. Die Erläuterungen des Ingenieurs haben plausibel geklungen, und doch wird er das Gefühl nicht los, dass es nicht wirklich zwingend war: Dass es vielleicht doch möglich gewesen wäre, einen Zugang zum Stollen zu schaufeln - statt ihn für alle

Zeit zu verschließen!

BERLIN GOTHIC 1

Vierter Teil

1

„Hast du Mama davon erzählt?“

„Natürlich nicht!“ Claire lehnt sich auf dem Sessel zurück, den Lisa ihr angeboten hat. „Aber ich muss mal mit jemandem darüber reden, es geht mir die ganze Zeit im Kopf herum.“

„Klar ... ich meine, das kann ich verstehen.“ Lisa schenkt ihrer jüngeren Schwester aus der Teekanne nach. Sie haben in der Sitzecke beim großen Fenster in Lisas Wohnung Platz genommen, in der Claire Lisa besucht hat.

„Heute Nachmittag, im Krankenhaus, er ... Konstantin ist ... er will das nicht zugeben - aber der Unfall hat ihn schon mitgenommen.“

„Was sagen die Ärzte?“

„Nicht viel ... er soll sich ausruhen, aber das will er natürlich nicht, er hat sich da etwas in den Kopf gesetzt ...“ Claire beendet den Satz nicht.

Lisa sieht sie schweigend an.

„Er hat mich gefragt, ob wir heiraten wollen“, bricht es schließlich aus Claire hervor.

Lisa lächelt. „Und?“

Aber Claire ist nicht zum Lächeln zumute. Sie legt die Hände rechts und links an ihre Nase, schaut ihre Schwester darüber hinweg an. „Ich habe nicht darauf geantwortet.“ Sie sieht, wie ihre Schwester nickt. „Gerade jetzt“, fährt Claire fort, „nach dem, was in der Boxhalle geschehen ist ... ich hätte nicht gedacht, dass ich so ... so

leichtsinnig sein könnte ... Es ... ich weiß wirklich nicht, wie es passieren konnte.“

„Was willst du jetzt tun?“

Claire schweigt. Sie weiß es nicht.

„Willst du Konstantin denn heiraten?“

„Nein ... nein ... und jetzt, nach dem, was mit Frederik war, ohnehin nicht ... nur ...“

„Was?“

„Weißt du ... Konstantin war immer - ist immer - ich fühle mich wohl bei ihm. Es ist, als bräuchte ich keine Angst zu haben, wenn ich weiß, dass er da - dass er für mich da ist. Und wenn ich mir vorstelle, wir könnten uns trennen - es ist, als würde die Angst - eine unerklärliche Angst, ich weiß, eine unsinnige Angst vielleicht - und doch eine Angst, die real ist, mir real vorkommt - als würde mich vor dieser Angst dann nichts mehr schützen, verstehst du?“ Claire sieht ihre Schwester offen an. „Wenn ich denke, dass wir uns trennen könnten ... es ist, als würde diese Angst dann nach mir greifen, mich überwältigen, sich an mir festsaugen.“

Lisa hat ihr schweigend zugehört.

„Ich weiß es nicht - ist das Liebe?“

Claire atmet aus. „Und doch“, fährt sie fort, „ist die Vorstellung, Konstantin zu heiraten, mir irgendwie fremd. Ich kann nicht aufhören an Frederik zu denken.“

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Brakenfelde.

Lisa lag in ihrem Bett auf dem Rücken und sah aus dem Fenster des Kinderzimmers hinaus. Es begann gerade erst hell zu werden, aber sie konnte nicht schlafen. Sie war aufgewacht, als sie das Auto der Eltern gehört hatte, die nach Hause gekommen waren. Ihre Gedanken aber waren nicht bei ihren Eltern, sondern bei dem Jungen, den sie gestern kennengelernt hatte.

Till.

Lisa bereute es, dass sie ihn nicht aufgehalten hatte, als er sich von ihnen verabschiedet hatte. Sie hätte gern mehr über ihn erfahren. Mehr über Brakenfelde, das Heim, aus dem er kam - und vor allem mehr darüber, warum er von dort weggerannt war, wie er sagte.

Sie hörte ihre Eltern die Treppe in den ersten Stock der Villa hinaufkommen, in dem die Schlafzimmer lagen, und drehte den Kopf so, dass sie die geöffnete Tür ihres Kinderzimmers sehen konnte.

Ihre Mutter ging gerade daran vorbei, warf einen kurzen Blick in Lisas Zimmer - und blieb stehen.

„He.“ Die Stimme ihrer Mutter klang ganz weich.

„Hallo Mama.“

„Du schlafst ja gar nicht.“ Julia trat ins Zimmer und kam an das Bett ihrer ältesten Tochter.

„Seid ihr die ganze Nacht weg gewesen?“

Julia lächelte. „Hmhm.“

„Und wie war's?“

„Schön ... schön ... Papa war einen Moment lang nicht wohl ... aber das hat sich dann wieder gegeben.“

Lisa bemerkte, wie ihre Mutter auf sie herabschaute und streckte die Hand unter der Decke hervor. Julia ergriff sie, hielt sie fest, setzte sich schließlich auf die Bettkante.

Lisa sah sie an. Erst jetzt fiel ihr auf, dass die Augen ihrer Mutter gerötet wirkten.

„Hast du geweint?“

Die Lippen ihrer Mutter verzogen sich ein wenig, Lisa konnte ein Schlucken hören.

„Was ist denn, Mama?“

Ihre Mutter ließ ihre Hand los. „Du musst jetzt wirklich schlafen, Mäuschen.“

Aber ich kann nicht schlafen, schoss es Lisa durch den Kopf.

„Einverstanden?“ Ihre Mutter sah sie an.

Er ist aus Brakenfelde weggelaufen, Mama. Aber Lisa wusste, dass es besser war, das nicht zu sagen.

„Okay.“ Sie rollte sich zusammen und legte sich auf die Seite, so dass ihr Gesicht der Wand zugedreht war. Sie fühlte, wie ihre Mutter ihr einen Kuss auf die Haare gab, hörte sie aufstehen und das Zimmer verlassen.

Wo schläft er denn, wenn er aus dem Heim weggelaufen ist, Mama? Das war es, was Lisa keine Ruhe ließ. Till hatte ja kein zuhause. Wo war denn dann sein Bett?

3

Als Till erwachte, fror er am ganzen Leib. Er zog seinen Pullover über, kramte eine durchsichtige Regenhaut aus seinem kleinen Nylonrucksack und setzte sich auf. Durch die Zweige hindurch, aus denen er den Eingang seiner Hütte gebaut hatte, konnte er in den Wald schauen, in den die fahlen Sonnenstrahlen des frühen Morgens hineinzusickern begannen.

Als er am Vorabend die kleine Lichtung im Grunewald entdeckt hatte, zu dem er von der U-Bahn gelaufen war, hatte er gleich gewusst, dass sie gut geeignet sein würde. Auf der einen Seite schützte ihn eine niedrige Anhöhe vor dem Weg, der dahinter vorbei führte, auf der anderen Seite gab ihm eine Gruppe Nadelbäume Rückendeckung. Dazwischen lichteten sich die Bäume ein wenig und an der Seite hatte ein Förster oder Waldarbeiter einen Haufen kleinerer Äste und Zweige aufgeschichtet. Till hatte sich den stärksten Ast aus dem Haufen herausgesucht, ein Ende in die unterste Astgabel eines der Bäume am Rand der Lichtung geklemmt, das andere in eine etwa gleichhohe Astgabel des Nachbarbaumes. Dann hatte er einige dünnere Zweige auf den Boden gestellt und als Dachlatten gegen den First gelehnt - immer abwechselnd auf der einen und der anderen Seite, sodass sich ihre herausstehenden Enden überkreuzten. Mit einigen Ästen, die er von den Nadelbäumen kurzerhand abgerissen hatte, hatte er seine Hütte noch ein wenig

abgedichtet und mit dem Laub, das er um den Eingang herum zusammenraffen konnte, den Boden schließlich noch etwas ausgekleidet.

Mit der Regenhaut über dem Pullover kletterte er aus der Hütte. Seit der Suppe, die er in der Küche der Bentheims bekommen hatte, hatte er nichts mehr gegessen. Seine Gedanken kehrten zu der Familie zurück, die er kennengelernt hatte. Wie oft würde er sie noch sehen? Konnte er gleich heute erneut bei ihnen aufkreuzen? Oder war es ratsamer, einen Tag verstreichen zu lassen und erst morgen früh wieder dort aufzutauchen? Je länger Till darüber nachdachte, in welcher Lage er sich befand, desto unwohler wurde ihm. Er kannte das selbst doch nur zu gut: Wenn jemand andauernd an ihn herantrat, unbedingt mit ihm befreundet sein wollte, ging ihm derjenige meist schon sehr bald auf die Nerven. Eine gewisse Zurückhaltung musste sein. Wie aber sollte er den Bentheims gegenüber zurückhaltend bleiben ... wenn sie alles waren, was er hatte?

Ärgerlich kickte er einen Zweig beiseite. Unsinn! Er war doch von denen nicht abhängig! Er konnte machen, was er wollte. Er fand sie ganz nett, Max, Lisa ... deshalb würde er auch gleich noch einmal bei ihnen vorbeischauen. Schließlich waren Ferien und da sie nicht verreist waren, würden sie vielleicht froh sein über die Abwechslung. Benahmen sie sich jedoch komisch, irgendwie kühl oder von oben herab, dann zog er eben weiter! Er hatte sie doch nicht nötig!

Trotzig griff er nach seinem Rucksack, schwang ihn über die Schulter und machte

sich auf den Weg.

„Schön.“ Till drehte sich zu Max um, der in der Tür seines Kinderzimmers stehen geblieben war.

Es war kein Problem gewesen. Rebecca hatte ihm geöffnet und gleich nach Max gerufen, als Till nach ihm gefragt hatte. Es war deutlich zu sehen gewesen, dass Max sich über seinen Besuch freute.

Max warf Till einen Blick zu, dann schloss er die Tür hinter sich und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Lisa hat gesagt, du schlafst im Wald.“

Till atmete aus. Sie hatte es ihm also erzählt. Gut so! Till hatte den Gedanken gehasst, Max etwas vormachen zu müssen.

„Ja, stimmt.“ Er kniff die Augen zusammen. Offensichtlich machte es Max nicht besonders viel aus, Bescheid zu wissen. Eher glaubte Till in seinen Augen so etwas wie eine Mischung aus Neugier und auch ein wenig Bewunderung aufblitzen zu sehen.

„Und, wie ist es?“

„S okay.“

„Hast du da eine Hütte oder sowas?“

„Nur ein paar Stöcker als Dach. Wenn du willst, zeig ich sie dir.“

Max überlegte. „Ist es weit?“

„Zu Fuß fast zwei Stunden.“

„Wir könnten die Fahrräder nehmen, du kannst sicher das von Lisa haben ...“

Till nickte. Klar, von ihm aus.

Aber dann verwarf Max selbst die Idee wieder. „Vielleicht nachher.“

Einen Moment schwiegen sie und Till

fragte sich, ob er so tun sollte, als sei es das Normalste von der Welt, dass er im Wald schliefe - und einfach zum vergnüglichen Teil des Tages, zu den Spielen übergehen. Aber Max schien in Gedanken noch bei den praktischen Implikationen dessen zu sein, was Till ihm eben bestätigt hatte.

„Heute Nacht soll's wieder regnen. Ist die Hütte denn dicht?“ Till schüttelte den Kopf. Nein, überhaupt nicht.

„Wenn du willst, kannst du bei uns im Schuppen im Garten schlafen“, hörte er Max sagen.

Überrascht sah Till auf. „Ach ja?“ Aber dann fielen ihm all die Gründe ein, die dagegen sprachen. „Es geht aber nicht. Wenn deine Eltern erfahren -“

„Die brauchen davon ja nichts zu wissen.“ Max sah ihn an. „Es ist nur eine Gartenlaube, aber da stört dich keiner. Und das Haus, in dem mein Vater arbeitet, ist außer Sichtweite.“ Er zog die Hände aus den Taschen und verschränkte die Arme. „Da ist auch Wasser. Aber wenn du nicht willst ...“

„Nein, super!“ Es war genau, was Till brauchte. „Hast du mal im Wald geschlafen? Ich habe schon die ganze Zeit überlegt, wie es weiter gehen soll.“

„Warum bist du aus dem Heim eigentlich abgehauen“, fragte Max.

Till schluckte. „Wegen meinem Bruder ... sie ... er ...“ Es fiel ihm schwer, über Armin zu reden. „Musst du das wirklich wissen?“

Max ließ die Arme hängen. Till konnte ihm ansehen, dass es ihm peinlich war, ihn gleich so ausgefragt zu haben. Max drehte

sich zu dem Schrank um, der neben der Tür stand, und zog ihn auf. „Lass uns gleich mal den Schuppen ansehen, okay? Also ... du brauchst Decken ...“ Max zog zwei dicke Wolldecken hervor, die im untersten Fach lagen, und warf Till einen Blick zu. „Auch was anzuziehen?“

Till schüttelte den Kopf. „Nee, lass ma -“

Aber da hatte Max schon zwei weiße T-Shirts und eine Jeans aus dem Schrank geholt. „So was hat jeder, das merkt nicht mal meine Mutter, dass das von mir ist.“ Er warf Till die Sachen zu.

Sie dufteten nach Waschmittel, sauber und frisch. Das Mittel, das sie in Brakenfelde benutzt hatten, hatte nicht so gut gerochen.

Als Till mit Max durch den Garten zum Schuppen lief, trug jeder von ihnen zwei große Tüten. Max hatte darauf bestanden, dass Till, wie er sagte, „vernünftig ausgerüstet“ würde. Also waren sie in die Küche gegangen und hatten Konserven geholt: Obst, Bohnen, Ravioli - die konnte man zur Not auch kalt essen, das wusste Till natürlich auch. Dann brauchten sie einen Büchsenöffner. Außerdem brauchte Till Wasser und Brot, er brauchte Kekse, Max bestand darauf, dass er Nüsse mitnahm, und er packte ihm sogar ein Stückchen Butter und eine halbe Wurst ein. Dafür war dann wieder ein Messer nötig, auch ein Brettchen und ein Teller - und so schwoll die Ausrüstung, die sie für Till zusammenstellten, in Windeseile so sehr an,

dass sie eine neue Tüte eröffnen mussten. Rebecca, die vorbeischaute, als sie gerade in der Speisekammer zu Gange waren, wurde von Max - und zwar in einem Ton, der keine Nachfrage zuließ - darüber in Kenntnis gesetzt, dass sie ein Picknick im Garten machen wollten. Tatsächlich erkundigte sie sich auch nicht weiter, sondern ließ die beiden Jungen ungestört ihren Angelegenheiten nachgehen.

In die dritte Tüte kamen schließlich so nützliche Sachen wie eine Taschenlampe, eine frische Zahnbürste, Zahnpasta, Seiflappen, Handtuch, und zu guter Letzt kramte Max auch noch eine Luftmatratze samt Pumpe aus einer Abstellkammer.

Als sie mit den Tüten bepackt den Schuppen betraten, sah Till gleich, dass er ideal war. Der Holzverschlag war nicht größer als drei mal vier Meter, offensichtlich bewahrten die Bentheims im Winter darin ihre Gartenmöbel auf. Im Sommer standen die Sachen jedoch über den Rasen verstreut und der Schuppen war leer.

Max pumpte die Luftmatratze auf und Till richtete sich häuslich ein. In einer Ecke baute er eine Art Küche auf, in der anderen stapelte er die Anziehsachen auf einem alten Holzregal.

Perfekt. Er strahlte.

Max auch.

„Papa!“ Claire hatte schweigend ihre Suppe gelöffelt und nur ab und zu mit großen Augen zu Till geschaut - jetzt aber sprang sie auf. Lisa wandte unwillkürlich den Kopf. Ihr Vater, ein hochgewachsener, schlanker Mann, war in die Tür getreten. Er strich der kleinen Claire über den Kopf, ging zu Lisas Mutter, beugte sich zu ihr herunter, küsste sie - dann schwenkte sein Blick über die Kinder, während er Claire an der Hand hielt. „Hallo“, sagte er einfach. „Schmeckt's?“

Lisa nickte, genauso wie die anderen. Sie war aufgereggt. Till war am Vormittag wieder aufgetaucht. Bis jetzt hatte er hauptsächlich mit Max gespielt, aber das Mittagessen nahmen sie alle gemeinsam ein.

„Komm setz dich.“ Ihr Vater gab Claire einen Klaps - dann fiel sein Blick auf Till. „Du musst Till sein“, er machte einen Schritt auf ihn zu und streckte die Hand aus. „Meine Frau hat mir schon gesagt, dass du heute mitisst.“

„Gut, dass du kommst, Xaver“, hörte Lisa ihre Mutter sagen, „wolltest Du nicht mal mit Max reden?“

„Jetzt und hier?“ Ihr Vater setzte sich.

„Ich dachte, es wäre gerade günstig, wenn mal einer von Max' Freunden dabei ist.“ Ihre Mutter schob dem Vater die Schüssel zu, damit er sich nehmen konnte.

Lisa warf Till einen Blick zu und hatte den Eindruck, als wäre es ihm nicht gerade recht, eine bestimmte Rolle in einer

Familienauseinandersetzung zu spielen.

„Ja, vielleicht ...“ Der Blick ihres Vaters ruhte auf Max. „Wie alt bist du denn jetzt eigentlich, Max?“

„Zwölf, Papa. Das weißt du doch.“

„Zwölf, genau ...“, ihr Vater tat sich aus der Schüssel auf, „... vielleicht ist heute wirklich ein ganz guter Zeitpunkt, um nochmal darüber zu reden.“

Worüber denn? Lisa war ehrlich gespannt.

„Ich komme in die achte Klasse, Papa“, sagte Max, „das sind noch fünf Jahre bis zum Abitur, das ist viel Zeit -“

„Ich weiß, wieviel Zeit das ist, Max“, unterbrach ihn sein Vater und plötzlich klang seine Stimme ein wenig schärfer.

Lisa zog unwillkürlich den Kopf ein und sah zu Max. Dessen aufgesetztes Grinsen war ein bisschen verrutscht.

„Also“, ihr Vater war jetzt ganz auf seinen Sohn fixiert, „was ist es, das ich mit dir besprechen will?“

Stille senkte sich über den Tisch. Lisa sah zu ihrer Mutter, die seltsam erstarrt wirkte, als sei sie mit der Art, wie das Gespräch verlief, nicht gerade einverstanden.

„Max?“

„Ich ... ich bin mir nicht sicher, Papa.“ Max' Stimme krächzte.

„Es geht darum“, die Replik seines Vaters kam prompt wie ein Gummiball, den man gegen eine Wand geschleudert hat, „dass ich nicht erkennen kann - und du mir nicht sagen willst - zu was du dich hingezogen fühlst, Junge!“

Schweigen.

„Hast du verstanden?“

Nicken.

„Ich kann dich nicht hören, Max!“ Und diesmal hatte die Stimme des Vaters in das Zimmer eingeschlagen wie eine Axt.

Lisa schaute zu Max und sah, wie aus den Augen ihres Bruders die Tränen kullerten. Sein Mund zitterte und sein Gesicht war plötzlich unendlich traurig. Als wäre aus dem schmächtigen Leib des Jungen mit einem Schlag alle Hoffnung vertrieben worden.

„Ja“, stammelte er, „ja, ich habe verstanden, Papa.“

„Siehst du, das ist das Problem, Junge“, die Stimme ihres Vaters war jetzt wieder ganz weich, „dass ich nicht sehe, in welche Richtung du tendierst, ja? Dir scheint alles gleich wichtig zu sein, mal machst du das, mal dies, dann wieder nichts ...“

Wieder senkte sich Stille über den Tisch.

„Deshalb habe ich mir etwas überlegt“, fuhr ihr Vater nach einer Weile fort. „Warum setzen wir uns nicht eine Frist? Bis zum Ende des Sommers, bis zum Ende der Sommerferien.“

Max sah auf. „Bis zum Ende der Ferien – was?“

„Bis zum Ende der Ferien hast du dir überlegt, was du machen möchtest, wenn du groß bist, Max.“

Max senkte den Blick wieder. „Ja, ist gut.“

Lisa bemerkte, wie ihr Vater zu Till sah. „Jetzt denkst du wahrscheinlich, bei uns geht es immer so zu“, sagte er, „aber das täuscht.“

„Warum muss er denn jetzt schon

entscheiden, was er in fünf Jahren machen will?", hörte sie Till mit leiser und doch fester Stimme fragen.

Lisa fühlte, wie sie unruhig wurde.

„Ich meine“, fuhr Till fort und seiner Stimme war anzuhören, wie aufgeregter er war, „dafür ist doch auch später noch Zeit genug.“

„Ist das so?“ Ihr Vater holte Luft. „Sicher, auf den ersten Blick ...“ Er wirkte nachdenklich. „Aber sieh dir die Leute an - also die, die wirklich etwas erreichen. Im Sport, im Schach, im Ballett - wo auch immer. Jeder einzelne von ihnen hat sich früh für ein ganz bestimmtes Ziel entschieden und dann ohne noch rechts oder links zu schauen darauf zugehalten. Der eine fängt mit vier an Geige zu spielen, der andere macht mit elf seine erste Firma auf, der nächste gewinnt mit acht beim Mathe-Wettbewerb.“

Till sah ihn mit großen Augen an.

„Das findet man vielleicht blöd oder traurig - oder was auch immer. Aber es ist so.“

Max hatte den Blick nicht mehr von seinem Teller erhoben. Lisas Vater achtete jedoch nicht auf ihn, sondern hatte sich jetzt ganz zu Till gewendet. „Und wenn du es dir einmal genau überlegst, dann sind diejenigen, die für diesen Erfolg verantwortlich sind, diejenigen die dafür verantwortlich sind, dass sich diese Menschen aufgrund ihrer Spezialisierung zu solchen Höchstleistungen emporschwingen konnten - gar nicht mal so sehr die Menschen selbst, die die Leistung

erbringen, sondern ... " "

Er ließ den Blick in der Runde kreisen.

Keiner antwortete.

" ... ihre Eltern natürlich", vollendete er den Satz.

Lisa schluckte. Stimmte das?

"*Ihre Eltern* sind diejenigen, die die Kindern fördern", fuhr ihr Vater fort, „*sie* sind diejenigen, die ihnen die Chance geben, aus ihrem Leben etwas zu machen. Also", und damit wandte er sich wieder an Max, „ich würde sagen, es ist ganz einfach. Du wählst aus, was du gerne machen möchtest, wir fördern das, besorgen vielleicht auch einen Lehrer, melden dich in ein paar Kursen an - und am Ende wirst du mir dankbar dafür sein, dass wir es von Anfang an so konsequent angepackt haben - denn du wirst feststellen, dass in deinem Fach dann keiner mehr mit dir mithalten kann."

„Ja, genau, denn darum geht's", hörte Lisa Max' Stimme krächzen. „Dass keiner mithalten kann.“ Er schaute etwas ratlos zu seinem Vater.

Er will ihn nicht provozieren, sagte sie sich und hoffte inständig, dass auch ihr Vater Max' Bemerkung so auffassen würde. Er will nur zeigen, dass er es verstanden hat.

„Dann geht es also auch darum, dass ich“, Till hatte wieder das Wort ergriffen, „ ... nicht mit Max mithalten kann, richtig?“ Er sah gespannt zu ihrem Vater.

„Willst du etwa nicht besser sein als er?“, fragte der zurück und Lisa hatte das Gefühl, als würde ihr Vater Till jetzt noch ein wenig aufmerksamer ansehen als kurz

zuvor. „Moment“, fügte er eilig hinzu, „antworte nicht einfach so. Denk einen Moment nach. Wenn ihr ein Wettrennen macht, wenn ihr Schach spielt, wenn ihr euch unterhaltet – willst du nicht recht haben, besser sein, gewinnen?“

Lisa sah, wie Till grinsen musste. „Vielleicht haben Sie recht, Herr Bentheim, aber ich will doch trotzdem nicht, dass es ihm schlecht geht ...“

„Natürlich nicht. Ich weiß, es klingt nicht nett, wenn man es so unverblümt sagt, aber ich denke, es ist am besten, man sieht die Dinge so, wie sie sind. Und es ist nunmal so, dass wir uns mit anderen messen müssen. Natürlich wäre es auch mir lieber, wenn ich Max nicht so zusetzen müsste, wenn ich ihn weiter vor sich hinträumen lassen könnte. Aber das geht nicht. Als Vater bin ich dafür verantwortlich, dass er aus seinem Leben etwas macht. Sonst wirft er mir in zehn Jahren noch vor, ich hätte mich nicht genug um ihn gekümmert!“

Ihr Vater schaute wieder zu Max, aber während er weitersprach, hörte es sich so an, als würde sein Sohn, über den er ja redete, garnicht mehr im Zimmer sein. „Dabei ist es wahrscheinlich ohnehin Unsinn, Max zu einer Entscheidung treiben zu wollen. So etwas wie eine Begabung, ein Talent, das sich zu fördern lohnen würde, so etwas zeigt sich im Grunde genommen doch sowieso nur entweder von selbst – oder gar nicht. Oder, Julia?“ Er sah zu seiner Frau, aber die schüttelte nur den Kopf und Lisa hatte den Eindruck, als würde ihre Mutter ebenfalls gegen Tränen ankämpfen müssen.

Ihr Vater blickte wieder zu Max. „Und wenn sich nichts zeigt?“ Er schien einen Moment über seine eigene Frage nachdenken zu müssen, antwortete dann aber mit einem Nachdruck, „... Wird er sein Leben lang eben von einer Sache zur nächsten taumeln, zur nächsten torkeln, zur nächsten schwanken und wanken und stolpern und purzeln, bis er sich so blau und wund gescheuert und gestoßen hat, dass kein Mensch mehr etwas von ihm wissen will!“

Betroffen sah Lisa zu ihrem Bruder, dessen Gesicht sich jetzt vollends aufgelöst zu haben schien. Er weinte. Da war kein Halten mehr, kein Zögern und keine Hoffnung - nur eine bodenlose Verzweiflung, als würde er in ein Loch stürzen, aus dem er nie wieder herauskommen konnte. Im gleichen Moment schepperte es und sie sah, wie Till von seinem Stuhl aufsprang und - ohne noch weiter auf ihren Vater, ihre Mutter oder sonst jemanden zu achten - um den Tisch herum zu Max lief, um ihn fest in den Arm zu nehmen.

„Ja!“ Hell ertönte die Stimme Claires und sie hüpfte ebenfalls von ihrem Platz herunter und drängte sich an die beiden Jungen.

Lisa aber sah zu ihrem Vater, den das Reden offensichtlich sehr angestrengt hatte. Denn die Adern an seinen Schläfen waren bläulich hervorgetreten und sie hatte den Eindruck, als würde sich durch seine Haut hindurch der Schädelknochen abzeichnen.

Was hatte ihm Max erzählt? „Er arbeitet nachts“, hatte Max Till gesagt, „schließt sich nächtelang in seinem Gartenhaus ein. Ich habe ihn noch nie schreiben gesehen und noch nie ein Buch von ihm gelesen. Manchmal frage ich mich, ob es überhaupt stimmt. Dass er Bücher schreibt.“

Till schlug die Wolldecke zurück, die er über sich gebreitet hatte, rollte sich von der Luftmatratze herunter und kroch auf allen Vieren zur Holztür des Schuppens. Vorsichtig schob er sie auf.

Es war mitten in der Nacht. Vor ihm lag pechschwarz der Garten. Lautlos und geduckt schlich er zu der Hecke, die den hinteren Teil des Grundstücks abschirmte. Durch sie hindurch sah er die Lichter des Gartenhauses zu sich herüber blinken. Er huschte durch die Lücke in der Hecke hindurch und auf das Gartenhaus zu, immer bereit, die Flucht zu ergreifen, wenn er Bentheims Gestalt plötzlich auftauchen sehen sollte.

Doch alles blieb ruhig.

Till beschloss, sich flach auf den Boden zu legen, um dem Licht, das durch das geöffnete Fenster und die Glastür nach draußen drang, eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten. Auf den Boden gedrückt robbte er weiter.

„... trage ich nur noch Hosen, Gürtel, Schuhe, mein Oberkörper aber ist entblößt ...“

Es war Bentheims Stimme. Gleichmäßig und

leise, mal eindringlich, dann weich, voller Suggestion und Verheißung. Es bestand kein Zweifel: Die Stimme kam aus dem Gartenhaus.

Getrieben von dem Wunsch, besser verstehen zu können, was sie sagte, kroch Till noch ein Stückchen weiter auf das Haus zu.

„... Ich wende mich um, den Kopf weiter Richtung Spiegel gerichtet, um meinen Rücken zu betrachten. Gleichzeitig spüre ich, wie meine Körpertemperatur um mehrere Grad fällt. Denn unter der Haut, die meinen Bauch und meine Brust überspannt, setzt sich mit atemberaubender Geschwindigkeit eine kleine Wellenbewegung fort. Erst denke ich, ich hätte mich getäuscht - aber da krabbelt schon erneut eine Welle über meinen Rücken hinweg.“

Er liest sich was vor! Till wandte den Kopf zur Seite, um besser hören zu können. Er arbeitet an einem seiner Bücher ...

„Eine kleine Erhebung“, hörte er Bentheims Stimme weiter gehen, „nicht größer als eine Bohne - nicht größer als eine Maus. Da! Jetzt kreuzen sich zwei Wellen, die aus entgegengesetzten Richtungen über meinen Brustkorb wandern, als würden sich zwei Tierchen unter meiner Haut in rasender Geschwindigkeit über meinen Körper hinweg bewegen. Mein Blick schnellt in mein Gesicht. Ich habe die Zähne zusammengebissen, meine Wangenknochen treten hervor, die Lippen ziehen sich zurück und entblößen die Zähne. Stoßweise presse ich meinen Atem hervor, als würde ich eine gewaltige Last eine Treppe heraufschleppen müssen.“

Millimeter für Millimeter hob Till den Kopf und spähte durch die Glastür in das erleuchtete Zimmer. Eines der Regale, die an den Wänden entlang gezogen waren, musste in das Zimmer hineingebaut worden sein, denn über den Rand des Regals hinweg war keine Wand zu erkennen, stattdessen aber die Zimmerdecke, die noch ein Stückchen tiefer in den Hintergrund ragte.

Till krauchte etwas zur Seite, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen. Stück für Stück tauchte der halbdunkle Raum hinter dem Regal in seinem Gesichtsfeld auf. Er war sich sicher, dass Bentheims Stimme von dort kam. Einen Moment lang verbarg der Mittelsteg der Glastür die Sicht in den Raum, dann glitt der Steg zur Seite - und Till konnte sehen, dass Bentheim auf einem Sessel hinter dem Regal saß. Er hatte sich über einen Stapel Seiten gebeugt, die er auf den Knien balancierte.

„... kneife die Augen zusammen, um die Krabbelbewegung unter meiner Haut besser sehen zu können. Aus dem einen Hügelchen sind inzwischen nicht nur zwei oder drei geworden, bei jedem Umkreisen meines Körpers scheint sich das Tierchen noch einmal zu teilen, schon schwärmen acht oder zehn Wellen über meinen Leib - und ich erkenne, dass nicht nur die mausgroßen Erhebungen in Bewegung sind, sondern neben, unter und zwischen ihnen noch zahlreiche kleinere, feinere Wellen entlangreiten, die mir zuerst entgangen sind. Ja, jetzt, wo meine Augen sich an die spärliche Beleuchtung des Zimmers gewöhnt haben, erkenne ich, dass meine Haut nicht etwa

ruht und nur ab und zu von einer Wellenbewegung durchpflügt wird, sondern dass sie *insgesamt*, auch wenn sie straff gespannt ist, doch unablässig durchzogen wird, untergraben, unterlaufen, unterkrabbelt von einer ständig sich wandelnden, fließenden Bewegung, von Wellen in allen Größen, Frequenzen und Längen, angefangen von kinderfaustgroßen Erhebungen, bis hinunter zu einem Flirren, das mich an einen Ameisenhaufen erinnert - als hätte sich ein ganzer Ameisenstamm unter meine Haut geschoben, gefressen, geegraben. Ein Gewusel und Gekrabbel, das - wie ich mit wachsendem Entsetzen jetzt begreife - nicht nur auf meinen Oberkörper, meine Brust und den Rücken beschränkt ist, sondern längst darüberhinauswuchert, sich an meinem Hals entlang fortsetzt, meine Ohren umspült, die Haare auf- und abwandern lässt, ja sich auch auf die Stirn erstreckt, den Nasenrücken hinuntertropft, die Lider untergräbt. Selbst mein Blick scheint schon all seine Festigkeit eingebüßt zu haben, scheint zu etwas Schwammigen, Schwankenden geworden zu sein. Ein Blick - und als ich das im Spiegel sehe, presse ich eine Faust zwischen die Zähne, um nicht aufzuschreien -, der in sich selbst zu fließen beginnt, als die Wellen die Pupillen erreichen und sie durchsichtig durchziehen wie gallertartige Regenwürmer, die die Augäpfel in den Höhlen auf- und abwandern lassen.“

Bentheim hielte inne und starrte auf die Papiere auf seinem Schoß. Einen Augenblick lang saß er reglos da, dann ließ er sich

langsam in seinen Sessel zurücksinken. Unwillkürlich richtete sich Till noch ein wenig mehr auf, suchte Bentheims Gesicht, das bisher über die Seiten gebeugt gewesen war, nach den Wellen ab, von denen Max' Vater eben gelesen hatte. Aber der Mann war zu weit von ihm entfernt. Ob seine Haut von Bohnen oder mausgroßen Wellen durchpflügt wurde, konnte Till nicht erkennen. Da hob Bentheim langsam den Blick.

Instinktiv schaute Till an sich herab. Er lag auf dem Bauch, hatte sich mit den Händen jedoch emporgestützt. Der Lichtschein! Das Licht, das durch die Glastür fiel, reichte bis zu ihm nach draußen!

Lautlos ließ sich Till in das Gras fallen und presste sein Gesicht in die Halme. Erdiger, modriger Geruch stieg zu ihm auf. Er wagte es nicht zu atmen.

„Ich gehe auf die Knie und schlinge die Arme um meinen Körper, als wollte ich durch ihren Druck das Flirren und Surren unter der Haut einfach wegpressen“, hörte er die Stimme wieder einsetzen. „Aber die Wellen und Ausbuchtungen laufen an meinen Armen entlang, fast kommt es mir so vor, als würde die Höhe der Erhebungen noch wachsen, als würden die Tierchen nicht mehr nur krabbeln, sondern schon springen. Ein Ziepen und Zerren, das mit heftigen Schmerzen einhergeht, ein Springen und Hüpfen, das mich an den Rand meiner Kräfte zu bringen scheint, denn ich sehe im Spiegel, wie ich zu zittern begonnen habe, den Kopf jetzt tief zwischen die Schultern herabgezogen, die Füße am Ende der

angewinkelten Beine übereinander geschlagen. Mit der Langsamkeit eines fallenden Baumes sinke ich auf die Seite, die Beine krampfhaft zum Bauch gezogen, das Kinn auf die Brust gepresst. Spitz steht der Nacken hervor, aus dem stoßweisen Ächzen ist ein flaches Hecheln geworden. Ich biege den Kopf zurück und das Gesicht, das mich aus dem Spiegel heraus anstarrt, ist grau und müde. Es wogt und wabert und ist von einer tanzenden, leblosen und doch hektischen Bewegtheit entstellt. Hohl und schmerzverzerrt sehen meine Augen mich an, durchzogen von einem Krabbeln, das aus ihnen zwei Quallen macht, ein Wackeln, ein Gelee. Im gleichen Moment sehe ich, wie mein Mund, dessen Lippen ebenfalls von den Wellen durchpocht werden, sich langsam öffnet, als wollte ich lachen über die hoffnungslose Überwältigung, der ich unterworfen bin. Aber es ist kein Lachen, das hervorströmt, es ist ein Ächzen, Stöhnen und Krächzen, das sich jetzt hundert-, hunderttausendfach verstärkt, während sich mein Mund weiter aufspannt. Schon scheint es, als würden die Lippen auseinanderreißen, weil mein Maul, mein Rachen immer weiter und weiter noch sich aufsperrt, bis er mich wie ein entsetzlicher Schlund aus dem Spiegel heraus anglotzt. Ein Abgrund, aus dem mit scharfem Lufthauch stoßweise das Stöhnen herausschlägt, ein Stöhnen, das herröhren muss von meinen Schmerzen und der Anstrengung, die es meinem Körper bereitet, den Mund auf so grauenhafte Weise aufzureißen. Ein Krater, der nur noch einen

Zweck zu haben scheint, und zwar den, mich selbst zu verschlingen, mich selbst aus dem Raum, in dem ich liege, herauszusaugen - sodass ich mit der Hilflosigkeit eines von Angst gelähmten Kindes die Arme vors Gesicht schlage, bereit, hindurchgewürgt zu werden durch diesen Schlauch, der sich vor mir auftut ... "

Wieder brach die Stimme ab. Till hörte das Papier rascheln, dann die kurzen Beine des Sessels über den Holzboden schaben.

Schritte.

Erschrocken schob er die Hände über seinen Hinterkopf. Wieso war er immer noch hier?! Wie hatte er es nur versäumen können, sich zurückzuziehen, während Bentheim in seinem Text versunken war!

Die Schritte hielten inne.

Einen Moment lang tat sich nichts. Dann setzten sie wieder ein und Till hörte, wie der helle Holzklang der Dielen von dem Knirschen der Steinplatten abgelöst wurde, mit denen die Terrasse vor dem Gartenhaus gepflastert war. Einen Augenblick später wurde das Geräusch der Schritte vom Rasen geschluckt.

Till warf sich auf den Rücken. Vor dem Nachthimmel, in den er hinaufstarrte, zeichnete sich schwarz die Gestalt von Max' Vater ab, das Gesicht schwach erhellt von dem Schein, der durch die Glastür fiel.

„Ich wollte gerade weiter - es tut mir leid, Herr Bentheim - ich habe nicht gehört, was Sie gesagt haben“, sprudelte es aus Till hervor.

„Was ... was machst du hier, Junge“, fuhr Bentheim ihn an. Mit einer harten, kurzen

Bewegung riss er ihn hoch, dass es Till vorkam, als würde er aus seinem T-Shirt geschleudert. „Ist Max auch hier?“

Tills Kopf zuckte nach rechts und nach links - nein, Max ist nicht hier, er kann nichts dafür, es ist alles meine Schuld, Max wollte mir doch nur helfen.

„SAG SCHON!“, platzte es aus Bentheim heraus - und es war, als würde die energische Wucht, mit der Bentheim ihn anherrschte, Till geradezu fernsteuern.

„Max ist nicht schuld, Herr Bentheim“, stieß er hervor, „ich habe ihn gefragt, ob ich im Schuppen schlafen kann, morgen wollte ich sowieso weiter, es war ja nur für eine - für zwei Nächte, ich habe auch nichts gemacht, ich hole meine Sachen und gehe jetzt gleich schon. Es tut mir leid, aber Sie dürfen mit Max deshalb nicht schimpfen.“

Dann verließ sie ihn wieder, die Gewissheit, dass es das war, was er hatte sagen wollen, und er fürchtete, vor lauter Aufregung hinzustürzen, hier ins Gras, dem Mann vor die Füße, der dann vielleicht einfach aus Wut darüber, dass Till ihm nicht gerade heraus antwortete, nach ihm treten würde, erst in den Bauch dann ins Gesicht ...

Stattdessen jedoch blickte Bentheim ihn ruhig an. „Geh in den Schuppen und warte dort auf mich“, sagte er schließlich.

Till nickte. Ja. Ja, das werde ich tun.

Heute

„Wie, was ich habe?“ Claire steht in der Tür zum Wohnzimmer und sieht auf Butz herunter, der die Schuhe ausgezogen hat und auf der Couch liegt. Seine Augen sind tief in die Höhlen gesunken - ihm ist anzusehen, wie sehr ihn der Unfall mitgenommen hat, auch wenn er das zu überspielen versucht. „Erzähl lieber mal, was bei dir los war.“ Sie sperrt die Augen absichtlich übertrieben weit auf.

Er winkt ab. „Ich war viel zu spät. Ich hätte lieber gleich aufstehen sollen, als unnötig Zeit mit den Ärzten zu verlieren.“

„Was war denn?“ Claire lässt den Blick auf seinem bartstoppligen Gesicht ruhen.

„Es würde was? Zwei Millionen am Tag kosten, wenn sie die Bauarbeiten jetzt für einen gewissen Zeitraum einstellen würden.“ Butz muss selbst lachen. „Keine Ahnung, ich habe die genauen Zahlen schon wieder vergessen. Es ist auch egal. Sie bauen weiter - und über das Nachbargrundstück kommen wir an den Stollen auch nicht heran, wir müssten ein halbes Bürogebäude abreißen.“ Er richtet sich ein wenig auf, streckt den Arm aus und angelt sich ein Glas Wasser, das er auf dem Tisch neben dem Sofa abgestellt hat.

Es ist Abend geworden, sie ist gerade nach Hause gekommen.

„Und bei dir?“ Er sieht sie aufmerksam an.

„Ich hoffe, die Aufnahmen sind was geworden.“

„Vom Boxkampf?“

Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll, Konstantin. Er hat achtmal auf meine Mailbox gesprochen.

„Claire?“

„Hm?“

Sie sieht, wie Butz sich auf dem Sofa aufsetzt. „Komm doch mal her, setz dich.“

Sie zögert.

„Was ist denn los, du wirkst ja wie ein Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist.“

Es ist doch heller Wahnsinn. Wie kann sie sich von Frederik derartig unter Druck setzen lassen! Und während sich Claire noch bemüht, innerlich empört zu sein, spürt sie, wie der Gedanke an Frederik in ihr um sich greift. Wie die Erinnerung an das, was zwischen ihnen so plötzlich in der Boxhalle geschehen ist, sie bedrängt, verwirrt, betört.

„Erwartest du Besuch?“ Butz sieht sie erstaunt an.

Claire reißt sich zusammen.

„Was?“

„Es hat geklingelt. Erwartest du Besuch?“

Claire schüttelt den Kopf. Was? Wieso ...

„Ich mach mal auf.“ Butz erhebt sich vom Sofa.

Sie hat das Klingeln gar nicht gehört.

Er schiebt sich an ihr vorbei in die Diele zur Wohnungstür.

Claire hebt ihre Handtasche vom Boden auf und verlässt das Wohnzimmer, um zu ihrem Zimmer zu gehen. Eine Dusche und ab ins Bett. Sie ist todmüde. Doch sie kommt nicht

bis zu ihrem Zimmer. Denn sie kennt die Stimme des Mannes, die durch die Wohnungstür dringt.

Claire bleibt mitten im Flur stehen und wendet sich um.

Es ist ...

„Claire!“

Sie schnappt nach Luft.

„Claire?“

„Jaha.“

Butz ruft nach ihr. „Hast du Getränke bestellt?“

Nein.

Aber die Stimme - es ist Frederiks Stimme, die sie gehört hat!

„Clai- haire??“

Sie läuft. Als sie die Diele erreicht, sieht sie ihn draußen auf dem Treppenabsatz vor der Wohnung stehen. Es ist Frederik, er hält zwei Getränkekästen in der Händen.

Sein Blick trifft sie, und Claire hat das Gefühl zu stürzen.

Frederiks Augen lachen sie an. „Haben Sie das Mineralwasser bestellt?“

Butz sieht fragend zu ihr.

Claire nickt. Ein Kloß verstopft ihren Hals. „Ja!“, schleudert sie hervor. „Genau. Ich kümmere mich“, sie nickt Butz zu. „Hab ich ganz vergessen. Ich dachte, damit wir nicht so tragen müssen.“

„Oh ... okay ...“ Butz lächelt.

„Kommen Sie“, Claire sieht zu Frederik. „Ich zeige Ihnen, wo Sie die Kästen hinbringen können.“

Frederik tritt mit den Kästen an Butz vorbei in die Diele. Butz wendet sich ab und kehrt langsam ins Wohnzimmer zurück.

Ohne noch einmal den Blickkontakt mit Frederik zu suchen, dreht sich Claire um und läuft in den Flur vor, der zur Küche führt.

„Unten habe ich noch die zwei Kisten Saft“, hört sie Frederik hinter sich sagen, sein Atem kitzelt sie im Nacken.

Sie bleibt mitten im Flur stehen, fährt herum. Er ragt hinter ihr auf, sein offenes Gesicht schräg über ihr. Und lacht. Claire kann Butz im Wohnzimmer hören, die Aufregung schnürt ihr die Kehle zu. Da sieht sie, wie sich Frederiks Gesicht ihrem nähert, spürt seine Lippen an ihrem Ohr als ob ein riesiger Vogel sie streifen würde. In ihrem Bauch explodiert etwas.

Sie weicht zurück.

Rennt fast aus dem Flur in die Küche. „Hier, hier ist gut.“ Sie öffnet eine kleine Tür, die in eine Speisekammer führt. Frederik tritt an ihr vorbei in den Abstellraum, lässt die Wasserkästen auf den Boden fallen.

„Warum hast du dich nicht gemeldet?“ Seine Stimme fliegt. „Ich halte es ohne dich nicht aus.“

Ist er wahnsinnig geworden?

Seine Hand berührt sie, scheint sie halten und zugleich liebkosen zu wollen. „Ich brauche dich, Claire, ich will dich sehen –“

Sie ist aus der Speisekammer schon wieder heraus, er kommt ihr hinterher.

„Holen Sie noch die Saftkisten?“ Sie starrt ihn an.

„Bin gleich wieder da.“ Er geht aus der Küche.

Sie steht im Badezimmer, ihre Augen tasten hektisch ihr Gesicht ab. Sie sieht müde aus! Sie dreht den Kopf, nimmt die Haare zusammen, greift nach einer Haarklammer ...

„Der Saft auch hinten in die Kammer?“
Frederik ist wieder da.

„Ja, bitte.“ Claire schießt aus dem Bad, sieht seinen Rücken, er trägt die zwei Kisten durch den Flur.

Als sie in die Küche kommt, geht er gerade in die Abstellkammer - und sie folgt ihm. Er dreht sich um, stellt die Kisten ab und berührt mit der rechten Hand den Bund von Claires Jeans. Sie zieht die Tür der Kammer hinter sich zu, sein Atem schießt ihr heiß an den Hals. Mit einem Griff hat er ihre Hose geöffnet und über die Hüften gestreift. Im nächsten Moment umschlingt sein linker Arm ihre Taille - Claire fühlt, wie sie fliegt. Für einen Augenblick hat sie den Eindruck, ihre Sinne würden sich verwirren, sie sieht, wie er den Kopf neigt, fühlte seine Locken an ihrer Wange. Ihre Hände halten sich an seinen Schultern, seinem Nacken fest und sie spürt, wie sich die Muskeln unter seiner Haut anspannen. Hell hört sie das Klickern, mit dem ihre Gürtelschnalle gegen die Mauer tippt - dann senkt sie ihr Becken auf ihn herab.

Sie steckt den Kopf durch den Duschvorhang und lauscht. Butz muss in sein Arbeitszimmer gegangen sein, von ihm ist nichts zu hören.

Claire zieht den Kopf wieder zurück und lässt das heiße Wasser über sich hinweglaufen.

Sie steht unter der Dusche - Frederik hat vor zehn Minuten die Kammer hinter der Küche verlassen. Alles hat nur Augenblicke gedauert.

Das zweite Mal! Claire schwindelt, wenn sie daran denkt, was sie getan hat. Sie kann es sich nicht erklären. Wie ist es möglich, dass sie darauf eingegangen ist?

Heißer Dampf füllt die Luft hinter dem Duschvorhang. Sie nimmt von dem Duschgel, seift sich ein, spült sich ab. Dann dreht sie das Wasser ab, schnappt sich ihr Badehandtuch von der Stange, wirft es um und steigt aus der Dusche.

Er ist wie besessen gewesen - von *ihr*. Dabei kennen sie sich doch gar nicht. Als sie die Fotos von ihm gemacht hat, neulich in der Boxhalle, haben sie sich zum ersten Mal gesehen. Der Rausch nach dem Sieg, die Aufregung ... vielleicht hat es ihn aufgestachelt, wie sie ihn fotografiert hat - das kann sie noch verstehen. Es ist einfach über sie gekommen in dieser Umkleidekabine - eine Verrücktheit, die vielleicht mal passieren kann.

Aber heute? Er muss sich eingehend informiert haben, ihre Adresse

herausgesucht haben. Er muss sich die Sache mit den Getränkekästen zurechtgelegt haben

...

Und dann ... in der Kammer hinten ... sie hat ja förmlich spüren können, wie er darauf brannte, ihr nahe zu sein.

Claire rubbelt sich die Haare trocken, die ihr bis weit über den Rücken herabfallen.

Sie kann nicht leugnen, dass die Minuten in der Kammer sie zutiefst aufgewühlt haben. Frederik ist nicht zu stoppen gewesen, ein kräftiger, um ein Vielfaches kräftigerer Mann, als jeder andere, den sie jemals kennen gelernt hat. Eine Begegnung von einer Intensität - sie mag es sich kaum einzustehen - wie sie sie mit Konstantin nie erlebt hat. Frederik ist nicht nur wie versessen darauf gewesen, sie zu besitzen. Er hat sie mit seiner ... mit seiner Leidenschaft - durch welchen Impuls auch immer - geradezu mitgerissen.

Claire kann ein Lächeln nicht unterdrücken. Bei ihrer letzten Begegnung, in der Boxhalle, muss sie ihm vollkommen den Kopf verdreht haben. So verrückt es auch ist - in gewisser Weise kann sie es auch verstehen, in gewisser Weise ist es ihr ja ähnlich ergangen!

Sie bindet ihre noch feuchten Haare zu einem dicken Knoten am Hinterkopf zusammen und schlüpft in den Bademantel, der an der Tür hängt.

Trotzdem ... Als sie Frederiks Kopf vorhin in ihre Hände genommen und zurückgebogen hat, um ihm in die Augen zu schauen ... es ist etwas in seinem Blick gewesen ...

Nachdenklich zieht Claire die Tür des Badezimmers auf und schlendert Richtung Küche durch den Flur.

... es ist etwas Verletzliches in seinem Blick gewesen. Er hat innegehalten, sie angesehen, ihre Blicke haben sich ineinander vertieft. Und sie hat das Gefühl gehabt, als hätte er ihr etwas sagen wollen. Vorsichtig hat sie ihm über die Wange gestrichen - seine Lippen haben sich bewegt, es ist offensichtlich gewesen, dass er nach Worten gesucht hat.

Und sie hat den Eindruck gehabt, als wollte er etwas erklären.

Aber was gab es da schon zu erklären?

Sie öffnet den Kühlschrank in der Küche, nimmt ein Mineralwasser heraus und trinkt in tiefen Schlucken direkt aus der Flasche.

Was hat er zu erklären versucht?

Claire stellt die Flasche zurück, schließt die Kühlzentraltür.

Beinahe totenstill liegt die Wohnung da.

Er muss doch in seinem Arbeitszimmer sein, oder?

Plötzlich schießt ihr ein ganz neuer Gedanke durch den Kopf.

Hat Konstatin etwas bemerkt?

Sie hat Butz, seitdem er Frederik die Tür geöffnet hat, nicht mehr gesehen. Sie ist fest davon überzeugt gewesen, dass er in seinem Zimmer arbeitet.

Claire legt den Kopf ein wenig auf die Seite. Es ist nichts zu hören.

Ist nicht KLAR, dass er etwas mitbekommen hat!?

Aber es hat doch nur wenige Minuten gedauert!

Vorsichtig schleicht sie durch den Flur zum Wohnzimmer, von dem Butz' Arbeitszimmer abgeht.

Die Tür zu seinem Zimmer ist geschlossen. Das ist nicht ungewöhnlich. Butz pflegt sie immer hinter sich zu schließen, wenn er sein Zimmer aufsucht.

Lautlos huscht Claire an der Couch vorbei zu der Tür.

Dahinter ist nichts zu hören.

Sie fährt herum - eiskalt durchschossen von der Idee, er könnte hinter ihr stehen. Aber da ist niemand. Ruhig liegt das Wohnzimmer vor ihr.

Claire dreht sich wieder zur Tür des Arbeitszimmers. Seit Wochen schon ist sie nicht mehr darin gewesen. Butz verwahrt dort zum Teil Unterlagen, die er sich aus dem Büro mitbringt, und sie weiß, dass er es nicht gern sieht, wenn sie das Zimmer betritt.

Langsam legt sie die Hand auf die Klinke, drückt sie herunter. Es knirscht leise im Schloss. Niemand meldet sich.

„Konstantin?“

Keine Antwort.

Mit Schwung reißt Claire die Tür auf - und prallt zurück.

Das Zimmer ist leer. Aber die vier Wände des kleinen Raums, die sonst kahl und weiß sind, sind jetzt mit Zetteln, Ausschnitten, Bildern, Formularen, Skizzen und Unterlagen fast vollständig bedeckt. Aufnahmen, Protokolle, Lagepläne, Mitschriften. Und immer wieder Fotos. Dutzende, Hunderte.

Claire tritt an die Wand, die der Tür gegenüber liegt und beugt sich vor, um die

Aufnahmen, die sie noch nie gesehen hat, besser betrachten zu können.

An der Wand hängen Bilder von nur zwei Fällen - das sieht sie gleich. Bilder von einer weiblichen Leiche, die auf einem Parkplatz liegt - das Einkaufscenter, die Autos, Details der Verletzungen, der Spuren im Umfeld ... und Bilder von einer Frau, die in einer Baugrube liegt, bei Nacht, erhellt nur vom Licht einiger Autoscheinwerfer, ein Akkubohrer, ihr T-Shirt, Butz selbst, der sich über die Frau beugt - in ihr Gesicht vertieft, ihre Hand haltend ...

Claires Blick fliegt über den Schreibtisch, der unterhalb der Fotos an die Wand gerückt ist. Mappen, Gerichtsakten, Mitschriften - Unterlagen diesmal, wie ihr ein Blick darauf zeigt, die nicht nur zu den beiden Fällen der getöteten Frauen gehören, sondern zu verschiedenen Tat- und Fundorten, die mit denjenigen der beiden Frauenopfer vergleichbar zu sein scheinen.

Das ganze Arbeitszimmer wirkt auf sie wie ein Schrein - wie ein Mahnmal für die beiden Toten.

Sie müssen fast zu so etwas wie eine Obsession für Butz geworden sein. Er hat ja auch gleich im Krankenhaus angefangen, davon zu sprechen ...

Claire atmet aus.

Und ohne dass sie es sich erklären kann, drängt sich ihr erneut die Frage auf, die die ganze Zeit über unterschwellig an ihr weitergehangt hat: Was war es, das Frederik ihr hat sagen wollen?

Da fühlt sie plötzlich einen kühlen Druck

im Nacken. Ihr Herz zuckt - ihr Körper strafft sich - sie will herumfahren - doch die Hand im Nacken drückt sie nach vorn, so dass sich Claire unwillkürlich über den Schreibtisch beugen muss. Sie will schreien - doch ihre Kehle ist wie gelähmt. Glatt schmiegen sich die Hochglanzfotos an ihre Handflächen - Gänsehaut überzieht sie wie eine Entzündung und ihre Nackenhaare richten sich auf.

Zugleich spürt sie, wie ihr Bademantel über ihr nacktes, aufgerichtetes Gesäß nach oben geschoben wird.

BERLIN GOTHIC 1

Epilog

1

Rückblende: Vor zwölf Jahren

Der Schrecken schüttelte noch immer seine Glieder. Mit zittrigen, sprunghaften Bewegungen war Till zurück zu dem Schuppen gerannt, hatte sich in die Ecke des Verschlags gepresst, die Decke um sich gezogen. Es war, als wäre ein Eisblock in seinen Magen gefallen.

Nach einer halben Stunde öffnete sich mit leisem Knarren die Schuppentür. Till klammerte sich an seine Decke, starrte in die Dunkelheit. Die Tür schwang auf. Oben war der dunkelblaue Nachthimmel zu erkennen - darunter erhob sich ein schwarzer Umriss.

„Wir haben uns schon gewundert, warum du heute gleich wieder bei uns warst“, sagte der Umriss.

Till zitterte.

Der Umriss schob sich durch die Tür, Till meinte Bentheim förmlich riechen zu können. Der Mann ließ sich auf einen Gartenstuhl fallen, der mitten im Schuppen stand. In der Dunkelheit war sein Gesicht nicht zu erkennen.

„Vergiss, was du gehört hast, hast du verstanden?“

Ja. Natürlich.

„Es war nichts. Eine Passage, die ich geschrieben habe, ich werde sie nicht verwenden, sie ist nicht gut, sie ist mir nicht gelungen, ich mag sie nicht, ich will nie etwas wieder davon hören.“

„Ja.“

„Hast du verstanden?“

„Ja.“

Er hörte ihn ausatmen.

„Hast du keine Eltern, Till? Was machst du hier?“

Bentheim wird im Heim anrufen. Sie werden ihn holen. Es ist vorbei. Sie werden ihn zurück nach Brakenfelde bringen. Zurück in sein Zimmer, zurück in sein Bett. Zurück in das Haus, in dem ...

„Ich bin fortgelaufen, Herr Bentheim. Aus dem Heim.“

Er starrte auf Bentheims Umriss. Der Mann saß reglos auf seinem Stuhl.

„Wie lange ist das her?“

„Ein ... nein, zwei Tage mit heute.“

„Was ist mit deinen Eltern, Till, sorgen sie nicht für dich?“

„Meine Mutter lebt nicht mehr. Und mein Vater ... ich weiß nicht.“

Bentheims Stuhl knarrte.

„Du kannst hier nicht bleiben.“

„Nein.“ Natürlich nicht.

„Hast du einen Onkel, eine Tante, irgendjemanden, der dich abholen kann.“

Nein.

„Nein.“

„Dann bring ich dich morgen zurück in dein Heim. Okay?“

„Okay.“ Was sollte er dagegensetzen? Bentheims Anwesenheit lähmte Till fast.

„Wieso bist du wegelaufen, Till? War es so schlimm?“

Ja.

„Es hat mir nicht gefallen.“

„Warum nicht?“

„Es war ... es war okay ... aber dann -“

Er brach ab. Bentheim würde ihn ja doch nicht verstehen.

„Was dann?“

„Es ist was passiert.“ Tills Stimme war kaum noch zu hören. „Ich will nicht darüber reden.“

Er hörte, wie Bentheim aufstand, sah, wie der schwarze Umriss vor ihm wuchs.

„Ich bring dich morgen zurück.“

Till nickte. Er wusste, dass Max' Vater seinen Kopf nicht sehen konnte, aber er hatte keine Kraft mehr zu antworten.

„Okay?“

Okay - wollte er sagen - aber aus seinem Mund kam etwas anderes. „Mein Bruder, er hat sich erhängt.“

Er hörte, wie Bentheim ruckartig Luft holte.

„Er war auch in dem Heim, im Stock über mir. Ich habe ihn ... er war mein Bruder, ich hab ihn lieb gehabt.“

„Hast du es gesehen?“ Die Stimme des Mannes war leise geworden.

„Ich habe ihn gefunden. Er hat es im Sitzen gemacht. Am Heizungsrohr, wissen Sie.“ Ungehindert strömten die Bilder auf Till ein, die er so lange ausgesperrt hatte. Er sah die Tür vor sich, die zu Armins Zimmer führte, sah wie seine Hand sie aufdrückte, sah sich mit den schwankenden Schritten eines Riesen ins Zimmer wanken, den Blick auf und nieder schaukeln als wäre er auf hoher See - bis er auf eine Gestalt fiel, die auf dem Boden vor der Heizung lag, eine Gestalt, die Till nur zu gut kannte, so aber noch nie gesehen hatte. Die Gestalt seines Bruders, der den

Kopf auf die Brust hatte sinken lassen, die Arme auf dem Boden, die Hände mit dem Rücken auf dem Linoleum, dass die Handflächen nach oben schauten.

„Deshalb bist du weggerannt.“

„Ich hatte ihnen gesagt, dass sie sich um ihn kümmern müssen. Sie haben ihn einfach sich selbst überlassen.“

Till blickte nach oben - und fuhr zusammen. Bentheim war neben die Tür des Schuppens getreten - sein Gesicht lag nicht mehr im Dunkeln, seine Züge wurden vom fahlen Schein der Nacht unmerklich erhellten. Till erwartete fast, dass er sie jetzt sehen konnte, die Wellenbewegungen unter der Haut, die wabernden, gallertartigen Augen. Stattdessen aber sah er Bentheims Gesicht so durch die Dunkelheit schimmern, wie er es kennengelernt hatte: Dünnhäutig, blass, länglich und fein geschnitten. Es wirkte müde - als ob eine große Anstrengung durch ihn hindurch gegangen wäre. Aber die Haut war straff über die Knochen gespannt.

„Es gibt also niemanden, der sich um dich kümmern kann.“

Till sah, wie Bentheims Augen sich auf ihn richteten. „Ich komm schon klar“, sagte er.

Der Mann vor ihm schwieg. Er schien nachzudenken. Dann drang seine Stimme erneut durch das Dunkel. „Vielleicht sollte ich dich morgen früh doch nicht gleich wieder zurückbringen.“

Till stutzte. Wie - nicht?

„Es gibt ja keinen Grund zur Eile. Oder?“

Till hörte nur das Pochen seines Herzens.

„Wir haben gleich neben Max' Zimmer noch

einen Raum, den eigentlich niemand benutzt.
Hat er dir den mal gezeigt?"

Tills Herz schlug nicht in seiner Brust,
es schlug in seinem Hals.

„Vielleicht kannst du dort erstmal ein
paar Tage bleiben.“

Jetzt war es Angst, was Till beschlich,
Angst, dass er sich täuschte, dass Bentheim
gleich wieder zurücknehmen könnte, was er
eben gesagt hatte ...

„Wir müssen sehen, was wir machen - aber
erstmal ... ich meine, wäre das denn okay für
dich, Till?“

„Ja“, hörte Till sich rufen, „ja -“ Er
sprang auf. Stürzte zu dem Mann an der Tür.
„Sie meinen, ich kann erstmal dort wohnen.
In dem Zimmer bei Max?“

„Ihr versteht euch doch, oder?“

„JA! Klar!“

„Dann versuchen wir das doch. Ich spreche
mit den Behörden. Bis die Sommerferien
vorbei sind, haben wir vielleicht eine
bessere Lösung gefunden, als dich einfach
dorthin wieder zurückzuschicken, wo du
hergekommen bist.“

Till schnappte nach Luft. Er blieb hier?!

„Schlaf jetzt, morgen richten wir das
Zimmer für dich ein.“ Und damit ließ ihn
Bentheim allein.

Als würde er schweben, wankte Till zu
seiner Luftmatratze, zog die Decke über
sich und starrte in das Dunkel des
Schuppens. Er blieb hier, bei Max ... bei
Lisa ...

... und ...

Es war, als würde eine entfernte Stimme
einen weiteren Namen hinzufügen.

... und bei Bentheim.

Für einen Sekundenbruchteil sah Till Bentheim sich zum Spiegel umwenden und die Wellen studieren, die unter seiner Haut über seinen Körper hinwegrasten. Seine Augen, die in ihren Höhlen auf- und niedertanzten, bevor sie sich - und hier flossen die Worte, die Erinnerungen und das, was Till vorhin tatsächlich erlebt hatte, zu einem unentwirrbaren Gemenge zusammen - bevor sich diese flirrenden Augen auf Tills Gesicht hefteten und der Mann mit beinahe flüsternder Stimme zu ihm sagte: Du kannst hier bleiben, Junge, hier bei uns, wenn du willst.

Heute

„Bitte!“

Die Stimme klingt gedämpft und übertönt doch das Wispern der Gestalten, die sich im gleichen Raum wie Till aufhalten. Sie scheint durch die Wand zu dringen.

„Hört ihr mich?“

Tills Blick tastet die Wand ab, die keine drei Meter neben ihm aufragt. Schwarz. Fensterlos. In der Dunkelheit glänzend.

Ein Mann tritt in sein Sichtfeld, Till schaut nach oben. Unwillkürlich zieht sich sein Körper zusammen. Im gleichen Moment glühen seine Seiten auf, als ob jemand einen Bunsenbrenner daran entlang ziehen würde.

„Alles klar?“ Der Mann zwinkert ihm zu. Er hat keine Höcker auf der Stirn, kein Tattoo kriecht unter seinem Kragen hervor, kein Metallgehänge baumelt von seinem Gesicht herab.

„Hilf mir auf, Felix“, stößt Till hervor. Aber der Mann vor ihm legt einen Zeigefinger an die Lippen.

„WAS?“ Till will die Arme hochreißen, der Schmerz schiebt einen schwarzen Schatten vor seine Augen. Als er wieder klar sehen kann, hat Felix sich zu ihm heruntergebeugt. Er legt eine Hand, wie um besser zu hören, hinters Ohr und wendet sich an die anderen, die sich jetzt unter der an den Fischhaken aufgehängten Frau zusammendrängen. „Seid mal ganz still“,

zischt er.

Till hält die Luft an - die Gestalten verstummen, nur das Schaben ihrer Füße auf dem Betonboden ist noch zu hören.

Und ...

Ein metallisches Klackern. Holprig, gehetzt, wie taumelnd.

Ein Ticken.

Felix reißt die Augen auf, Till sieht sie durch das Dunkel hindurchschimmern. „Noch sechs Minuten“, hört er ihn flüstern.

Sechs Minuten.

„Ja?“ Tills Atem geht flach.

„Ja.“ Felix hat den Mund zu einem lautlosen Lachen geöffnet und nickt mit dem Kopf.

„SECHS MINUTEN WAS?“, schießt es aus Till heraus.

„DU!“, Felix' Stimme schneidet Tills Ausruf ab wie mit dem Rasiermesser. „DU HAST NOCH SECHS MINUTEN!“

Till spürt, wie das Herz in seiner Brust zu rasen beginnt. Er kann es nicht stoppen. Es kribbelt in seinen Armen, sein Rückgrat hinunter zieht sich ein taubes Gefühl.

„Felix?“, quetscht sich die Stimme von jenseits der Wand zwischen sie. „Bist du das? Mach endlich auf, bitte. Ich ... ich kann nicht mehr. Hörst du? ICH KANN NICHT MEHR.“

Felix' Mund verformt sich zu einer Öffnung übertriebenen Erstaunens, Erschreckens. „Er kann nicht mehr“, er bewegt die Lippen, formt die Worte, sagt sie aber nicht.

Tills Oberkörper klappt nach vorn. Er kann die Arme nicht bewegen und die Beine

auch nicht - aber er kann sich aufrichten!

Die Decke rutscht von seinem Körper herunter, sein Blick fällt auf seinen Leib. Tills Sicht trübt sich ein, die Geräusche ziehen sich in die Länge, gurgeln wie durch ein Abflussrohr in die Ferne - aber er begreift, was er sieht.

Es ist ein Pochen, Rasen, Wabern. Eine Wellenbewegung, die seinen ganzen Körper durchzieht. Ihn zersetzt, entstellt, durchpflügt.

Und mit einem Mal weiß er, was Felix mit ihm vorhat.

ENDE ERSTER BAND

Wie geht es weiter
mit
Till, Max und Lisa,
Xaver und Julia,
Claire, Butz und Frederik ...



JONAS WINNER

DIE
VERSTECKTE
STADT

**BERLIN
GOTHIC 2**

THRILLER

BERLIN GOTHIC
Band 2
„Die versteckte Stadt“

Konstantin Butz stößt bei seinen Ermittlungen auf eine erste Spur ...

Claire Bentheim muss erkennen, dass sie Frederiks Leben riskiert, wenn sie Butz für ihn verlässt ...

Till Anschütz entdeckt eine Welt des Luxus, der Liebe und des Verrats ...

... und Max' Vater zeigt sein wahres Gesicht.

Jonas Winner
BERLIN GOTHIC
Ein Thriller in sieben Bänden

Berlin Gothic 1
„Berlin Gothic“
August 2011

Berlin Gothic 2
„Die versteckte Stadt“
September 2011

Berlin Gothic 3
„Xavers Ende“
November 2011

Berlin Gothic 4
„Der versteckte Wille“
Dezember 2011

Berlin Gothic 5
Februar 2012

Berlin Gothic 6
April 2012

Berlin Gothic 7
(Abschlussband)
Juni 2012

Inhaltsverzeichnis Band 1

PROLOG

1

2

3

Erster Teil

1

2

3

4

5

6

7

8

Zweiter Teil

1

2

3

4

5

6

7

Dritter Teil

1

2

3

4

5

6

Vierter Teil

1

2

3

4

5

6

7

Epilog

1

2

Wie geht es weiter

Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...

Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...

Klicke „Gefällt mir“ auf der [Jonas-Winner-Facebook-Seite](#), berichte über Deine Erfahrung mit „Berlin Gothic“ auf Deinem Blog, Deiner Website, Deiner Facebook-Seite, einem Bücher-Forum, das Du magst ([LovelyBooks](#), [Büchertreff](#), etc.), oder Twitter, maile an jonas@jonaswinner.de fürs Gästebuch, lade eine Video-Rezension auf youtube hoch oder schildere Deine Eindrücke auf [amazon](#) - zeige, dass Du ein Fan von „Berlin Gothic“ bist, lass Deiner Phantasie freien Lauf -

und Dein Name/Username wird im letzten Band der Reihe, im Nachwort von „Berlin Gothic 7“ dankend erwähnt werden!

Vergiss bitte nicht, eine kurze Mail mit einem Link zu Deinem Beitrag an jonas@jonaswinner.de zu schicken, damit er nicht übersehen wird.

Diese Aktion geht nur, solange ich an den Büchern noch schreibe!

Ich freue mich über
Anregungen, Kritik, Feedback, etc:
jonas@jonaswinner.de

Alle updates zum Berlin Gothic Universum
auf
jonaswinner.com
und
www.jonaswinner.de

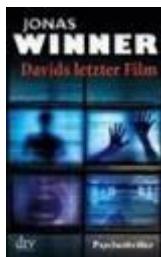
Facebook / Twitter / amazon

... oder eine Mail an:
newsletter@jonaswinner.de
Sie werden informiert, wenn ein neuer
Band erscheint,
Stichwort 'Newsletter' genügt.

Vielen Dank für Ihr Interesse!

„[A]usdrückliche Leseempfehlung“ -
Harry Luck, Focus.de

„[S]tilistisch klar und knapp, düster,
erschreckend und faszinierend zugleich“ -
Katja Schumann, Rundschau Neumarkt



[„David's letzter Film“](#)
[Psychothriller \(abgeschlossen\)](#)
[dtv, 350 Seiten](#)
[Paperback und E-Book bei amazon](#)

[Buchtrailer](#)

Inhaltsverzeichnis

PROLOG	12
1	13
2	18
3	24
Erster Teil	30
1	31
2	32
3	35
4	39
5	44
6	48
7	52
8	55
Zweiter Teil	60
1	61
2	63
3	69
4	75
5	78
6	86
7	92
Dritter Teil	95
1	96

2	100
3	105
4	113
5	116
6	120
Vierter Teil	124
1	125
2	127
3	129
4	135
5	142
6	150
7	155
Epilog	161
1	162
2	168
Wie geht es weiter	171
Werde Teil der Berlin Gothic Welt ...	177